

Sonntags = Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weineck in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

Das Gespenst der Marquise.

Roman aus dem Englischen.

Frei bearbeitet von Hermine Frankenstein.

(Fortsetzung.)

Dieser Gedanke beschwichtigte ihre Aufregung.

Sie war wieder sie selbst, freundlich und heiter wie ein Sonnenstrahl, als bald darauf Lord Chetwynd bei ihr eintrat. Bernice lief ihm entgegen und küßte ihn.

„Ah, meine strahlende, kleine Bräut,“ sagte der junge Gatte voll Liebe und Zärtlichkeit. „Es ist mir leid, daß ich nicht früher zu Dir kommen konnte, aber ich wurde von alten Bekannten zurückgehalten. Sylvia hat eine große Gesellschaft zum Speisen eingeladen, und die Gäste treffen schon ein. Ich muß mich gleich ankleiden. Es wird Dir zu Ehren ein großes Fest gegeben. Sylvia hat ihr Möglichstes gethan, um Deine Ankunft glänzend zu feiern. Wie gefällt Dir Deine neue Schwester, Bernice?“

„Sie ist sehr schön,“ sagte Bernice erröthend, „und ich bewundere sie sehr. Ei, sie sieht wie eine orientalische Königin aus. Ich — ich wundere mich, Rog, daß Du nicht sie anstatt meiner geheirathet hast.“

Der Marquis lachte. Die Bemerkung hatte für ihn keine Bedeutung, und er beantwortete sie nur mit einer Lächelung.

„Rog,“ rief die junge Frau in leidenschaftlich bebendem Tone aus, „Du liebst mich, nicht wahr, Du liebst mich mehr als die ganze Welt?“

„Mehr als die ganze Welt,“ antwortete er, die schlank, weißgekleidete Gestalt in seine Arme schließend. „Du bist für mich die schönste Frau in der ganzen Welt, Bernice, die beste, die lieblichste und holdseligste! Nun, habe ich Dich jetzt glücklicher gemacht, kleines Weibchen? Du mußt nie an meiner Liebe zweifeln. Ich könnte von Dir kein Mißtrauen ertragen. Und jetzt muß ich mich ankleiden. Wir wollen zusammen hinabgehen.“

Bernice entwand sich beglückt seinen Armen und Lord Chetwynd ging in sein Ankleidezimmer. Die junge Frau war vollständig befriedigt. Leise singend stand sie am Fenster,

auf die lange Wagenreihe hinabschauend, die bei dem Schlosse vorfuhr, und es war ein Ausdruck von Liebe und Zärtlichkeit in ihrem noblen Gesichtchen, der weit besser war, als alle Schönheit.

Bald darauf erschien Lord Chetwynd in eleganter Toilette.

„Ich fürchte fast, daß dies für Dich eine arge Prüfung sein wird, meine Bernice,“ sagte er halbängstlich. „Ich wünschte jetzt, daß ich all' diese großen Festlichkeiten verschoben hätte, bis Du Dich mehr an unsere Lebensweise gewöhnt hast. Und dennoch brauche ich nicht zu fürchten, daß es Dir an Selbstbeherrschung und anmuthiger Leichtigkeit fehlen wird. Ich habe mein kleines Inselmädchen noch nicht in Verlegenheit gesehen. Ich weiß nicht, Bernice, ob Du mich mehr überraschest oder entzückst. In Deinem Alter sind die Mädchen bei uns noch kaum der Kinderstube entwachsen, aber Du benimmst Dich, als wärst Du an die Gesellschaft gewöhnt.“

„Die Ursache ist sehr einfach,“ sagte Bernice lächelnd.

„Ich denke nicht an mich selbst, Rog. Ich vergesse, daß es eine Person Namens Bernice Chetwynd giebt; und ich denke nur an die Andern, denen ich zu gefallen, die ich zu interessieren wünsche. Das ist das ganze sehr einfache Geheimniß meiner Selbstbeherrschung, wie Du siehst. Aber unsere Gäste treffen ein. Sollten wir nicht hinabgehen?“

Der Marquis bejahte, bot ihr den Arm und sie gingen zusammen in den Salon hinab.

Sylvia Monk und ihr Bruder waren bereits da und empfangen die Gäste. Beide erwarteten, daß das junge Inselmädchen von St. Kilba sehr viel Ungeschicklichkeit und Verlegenheit zeigen werde, aber Beide wurden enttäuscht. Miß Monk hatte diese große Tischgesellschaft vielleicht nur in der Erwartung veranstaltet, daß Bernice durch ihre Schüchternheit und Ungeschicklichkeit den jungen Marquis ärgern und verlegen werde; aber sie sollte sich in dieser Hoffnung getäuscht

sehen; Bernice hatte ein natürliches Tactgefühl, welches ihr das Wissen ersetzte. Sie hatte zwar nicht den Muth und die praktische Erfahrung einer Weltbame; aber ihr lebhafter, scharf beobachtender Geist faßte rasch auf, und sie war so gebildet, anmuthig und selbstvergessen, daß diese Eigenschaften jeden etwaigen Mangel in den Umgangsformen reichlich aufwogen.

Kurz und gut, ihr erstes Erscheinen in der Gesellschaft war von Erfolg begleitet und ihr Gatte war stolz auf sie.

Sie nahm ihren Platz als Herrin von Chetwynd Park ein, der ihr gehörte. Niemand von ihren Gästen hielt sie für eine Schönheit, aber mehr als ein Paar geübter Augen erkannte, daß dieses dunkle stolze Gesicht mit den wundervoll leuchtenden Augen sich einst noch zu ungeahnter Schönheit entwickeln konnte.

Die bezaubernde Anziehungskraft ihres Wesens, welche Lord Chetwynd so entzückt hatte, wurde auch von ihren Gästen empfunden, und dennoch gewann Bernice nicht viele Freunde an diesem ersten Abend in ihrer neuen Heimath!

Die Sache war einfach. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Lord Chetwynd sich gegen Miß Monk, mit der er, wie man wußte, verlobt gewesen war, nicht schön benommen hatte. Man glaubte, daß er Sylvia Monk dieses unbekanntes Mädchens halber verlassen habe, und hatte sehr viel Theilnahme für Miß Monk, während man dem jungen Ehepaare eine gewisse Kälte entgegen brachte.

Die großartige Tafel wurde in dem großen Speisesaale eingenommen, und nach derselben begaben sich die Damen in den Salon, während die Herren noch bei Wein und Cigarren zurückblieben.

Bernice wurde der Mittelpunkt einer kleinen Gruppe, der sie in liebenswürdiger, offener Weise von ihrem Leben in St. Kilda erzählte. Andere Damen standen in den Fensternischen, im Musikzimmer und Wintergarten beisammen und erwarteten die Rückkehr der Herren.

Sylvia Monk stand allein in einer Fensternische, bleich, aber mit funkelnden Augen und einem wildpochenden Herzen. Sie war voll Bitterkeit und verhaltener Wuth, obgleich ein starres Lächeln auf ihren Lippen lag. Sie zwang sich zu einer freundlichen Miene, als Lady Welby, die Frau eines Grafen, und eine sehr hervorragende Persönlichkeit in ihrem Gesellschaftskreise sich ihr näherte und sagte:

„Meine liebe Miß Monk, welche angenehme Gesellschaft Sie geladen haben, um Lord Chetwynd und seine Braut willkommen zu heißen, und alle alten Freunde auch. Aber was ich sagen wollte, Lady Chetwynd ist nicht so schön, als ich erwartete. Sie ist fast noch ein Kind, möchte man sagen. Ich verstehe nicht recht, wer sie ist. Mr. Monk sagt mir, daß sie die Adoptivtochter des Pfarrers von St. Kilda ist, aber wer ist sie denn eigentlich? Ich möchte es gar zu gerne wissen. Sie hat etwas so Aristokratisches an sich, daß ich glaube, sie muß von hoher Herkunft sein.“

„Dieses stolze Wesen ist überspannten Naturen eigen,“ sagte Miß Monk mit verschmitztem Lächeln. „Lady Chetwynd ist nicht von edlem Blute, Lady Wilby, ihr Vater müßte denn zu jenen zählen, welche von Natur aus nobel sind. Ihre Geschichte ist gar romantisch. Ich weiß es nicht ganz genau, aber ich glaube, sie ist die Tochter eines Fischers oder Vogelstellers von St. Kilda; aber in jedem Falle hat sich der Pfarrer von St. Kilda, ein sehr armer, aber höchst ehren-

werther Mann, Ihrer erbarmt. Sie adoptirt, unterrichtet und erzogen — und mit welchem Erfolge, das sehen Sie selbst.“

„Welche reizende Geschichte,“ sagte Lady Welby achselzuckend. „So romantisch! Lady Chetwynd ist offenbar sehr fein und wohlbezogen, und würde selbst einer edlen Herkunft alle Ehre machen, aber ich liebe die aristokratischen Grundsätze von heut zu Tage nicht.“

„Ein solcher Rangunterschied zwischen zwei Gatten bringt nothwendiger Weise auch einen Unterschied im Geschmack, Gewohnheiten und Empfindungen mit sich. Ich hoffe, unsere jungen Freunde werden glücklich sein; aber ich kann nicht umhin zu glauben, daß Lord Chetwynd unvorsichtig bis zur Tollheit war.“

Lady Welby machte natürlich keine Anspielung auf Miß Monks frühere Verlobung, sondern trat jetzt zu einigen anderen Damen, um mit ihnen zu plaudern. Ehe die Herren noch in den Salon kamen, war es unter den Damen bekannt, daß Lady Chetwynd von niedriger Herkunft sei, und mehr als eine unter ihnen, die auf ihre Geburt ungemein stolz war, beklagte lebhaft die Unmöglichkeit, die Marquise von Chetwynd fallen lassen zu können. Trotz all' dieser heimlichen Verschwörungen vergnügte sich die junge Frau an diesem ersten Abend in der Gesellschaft sehr. Die Herren kamen nach einer Weile herein und es begann eine lebhaftere Unterhaltung; dann wurde im Parke ein glänzendes Feuerwerk abgebrannt, die Bauern tanzten beim Schimmer farbiger Lampen auf dem Rasen, und Bernice glaubte, sich in einem Feenmärchen oder in einem schönen Traum zu befinden und meinte, jeden Augenblick erwachen zu müssen, um sich wieder allein unter den armen Inselbewohnern von St. Kilda zu befinden.

Der Abend ging vorüber, wie jede Zeit, auch die glücklichste, vorbeigeht, und die Gäste fuhren wieder nach Hause. Es waren endlich Alle fort und nur Lord und Lady Chetwynd, Mr. und Miß Monk und Mr. Sander, der Verwalter, waren allein im Salon geblieben. Mr. Sanders war, wie wir bereits erwähnt, ein sehr gebildeter Mann und nahm in der Grafschaft eine hervorragende Stellung ein. Lord Chetwynds Interessen mit Leib und Seele ergeben, war er dessen Vertreter und Rathgeber in geschäftlichen Dingen.

Er verwickelte den jungen Marquis in ein Gespräch über Erneuerungen und Verbesserungen auf den Gütern, welches Lord Chetwynd ungemein interessirte. Miß Monk sagte mit schläfriger Miene gute Nacht und zog sich in ihr Zimmer zurück. Mr. Monk folgte ihrem Beispiel. Bernice lehnte sich nach einer vertraulichen Unterredung mit ihrem Gatten, in der Absicht, ihm ihren Eifersuchtsanfall, den sie jetzt belächelte, mitzutheilen, aber sie hatte noch keine Gelegenheit und ging zögernd in ihre Gemächer.

Der Marquis plauderte noch eine halbe Stunde mit Mr. Sanders, der sich dann empfahl.

Lord Chetwynd blieb in dem freundlichen Gemache, in dem er mit dem Verwalter geplaudert hatte, noch ein Weilchen vor dem Kamine sitzen, erfüllt von einer namenlosen Glückseligkeit und Zufriedenheit. Es athmete Alles um ihn her Ruhe und Frieden, und das Bewußtsein, Bernice zu besitzen und sie glücklich gemacht zu haben, machte ihn so selig.

Er faßte eben den Entschluß, sich zu seiner jungen Gattin zu begeben, als die Thür aufging und mit leisem Rauschen der Gewänder Sylvia Monk in's Zimmer glitt. Er wandte den Kopf um und wollte aufstehen, aber ehe er sich's versah,

faß sie auf einem Schemmel zu seinen Füßen, legte halb-schüchtern ihre Hand auf sein Knie und schaute mit funkelnden Augen zu ihm empor.

„Schenke mir einige Augenblicke, Rog,“ sagte sie mit dem ihr eigenen einschmeichelnden Wesen; „nur einige Sekunden, ehe Du zu ihr gehst. Ich möchte Dir zu Deiner Heirath Glück wünschen und Dir sagen, wie ich Deine kleine Bernice schon liebe. Sie ist reizend und nicht so fade, wie die Mädchen aus unserer Gesellschaft. Sie hat etwas Eigenthümliches, Fremdartiges an sich — sie ist so geistvoll, so pikant, so originell.“

„Ich wußte, daß Du sie lieben werdest, Sylvia!“ rief Lord Chetwynd erfreut aus. „Ich wünsche, daß Du ihr eine liebe Schwester wirst, wie Du es mir bist. Das großmüthige Lob, das Du ihr spendest, entzückt mich. Sie hat viel Geist und ein lebhaftes, warmfühlendes Gemüth. Bernice ist eine tropische Natur — oft erscheint sie mir wie ein seltsames Gemisch von Schnee und Feuer. Sie ist voll unschuldiger Schelmereien. Es war eine schwere Prüfung, welche sie heute Abend durchmachte — ein so junges Wesen, das in seinem Leben noch in keine Gesellschaft gekommen war. St. Kilba's Bevölkerung besteht, wie Du weißt, aus Fischern und Vogelstellern, und Bernice befand sich heute Abend zum ersten Mal in ihrem Leben in großer Gesellschaft. Ich muß Dir gestehen, daß ich bestürzt war, als ich erfuhr, Du hättest viele Gäste zum Speisen geladen. Ich wollte bloß einen feierlichen Einzug und ein Festmahl für die Dorfbewohner haben, und es fiel mir nicht ein, mein armes kleines Mädchen der Pein auszusetzen, gleich fremde Gäste empfangen und unterhalten zu müssen. Ich wollte sie meine Furcht nicht merken lassen, und wie gut hat sie sich durch Alles weggebracht. Sie war vielleicht ein wenig schweigsam und schüchtern — aber wahrlich voll Anmuth, Takt und Selbstbeherrschung. Ich war überrascht, erfreut und stolz auf sie, Sylvia.“

„Auch ich war überrascht,“ sagte Miß Monk; „aber ich glaubte, Du wolltest Gäste zu Deinem Empfange haben, Rog. Ich habe mich vielleicht in meiner Annahme geirrt, aber ich meinte es nur zum Besten. Wie Du sie liebst, Rog! Kann sie diese große Liebe Deiner edlen Seele würdigen? Und o, lieber Rog, es muß Dich oft mit Angst und Unruhe erfüllen, der Zukunft zu gedenken. Ich verstehe Deine Gefühle,“ und Miß Monk faltete die Hände über den Knien des jungen Lords und schaute traurig zu ihm empor. „Ich kenne alle die trüben Ahnungen, die Du haben mußt, lieber Rog.“

„Trübe Ahnungen! Ich verstehe Dich nicht, Sylvia.“

„Ich meine die Ahnungen, die Dich beschleichen müssen, wenn Du an die Möglichkeit denkst, daß unsere liebe kleine Bernice vielleicht Jemanden finden kann, den sie mehr lieben wird, als Dich,“ sagte die schlaue Miß Monk mit kummervoller Härlichkeit. „Du weißt so gut, als ich, daß Bernice in ihrem Leben keinen jungen Mann sah, bis Du sie fandest. Im Vergleich mit den Eingebornen ihrer Heimath mußt Du ihr wie ein Halbgott erschienen sein. Dein schönes Gesicht, Dein vornehmes Wesen, Dein Rang und Reichthum, Alles blendete sie. Sie hatte keine Gelegenheit, Dich mit anderen jungen Leuten zu vergleichen. Du botest ihr ein Leben in der großen Welt und allen Glanz, von welchem sie geträumt hatte und sie nahm Dich mit alledem voll inniger Dankbarkeit an; und nun fragst Du Dich in Deinem Herzen, — ich weiß das instinktiv, Rog — Du fragst Dich, ob es Dankbarkeit oder Liebe ist, was Deine junge Gattin für Dich fühlt,

Du fragst Dich, ob sie nicht nach und nach zu dem Bewußtsein erwachen wird, daß ihr erster Geliebter nicht die tiefsten Saiten ihres Herzens berührt hat; Du fragst Dich, ob nicht mit den Jahren einmal die Zeit kommen wird, wo sie vielleicht Jemanden findet, den sie mit der ganzen Liebe eines reifen entwickelten Frauenherzens lieben wird. Du siehst, ich habe in Deiner Seele gelesen, Rog, und ich theile Deine Ahnungen und Befürchtungen.“ Sie senkte ihren Kopf fast auf sein Knie und verbarg ihm ihr Gesicht.

Nun hatte Lord Chetwynd nie eine derartige Befürchtung gehabt, und Miß Monk wußte das sehr wohl, aber ihre Worte hatten einen Stachel in seine Brust gedrückt, der dort Wurzeln schlug. Die trüben Ahnungen, von denen Sylvia so schlaue gesprochen hatte, entstanden auf ihr Geheiß in ihm. Sein schönes Gesicht war sehr ernst und gedankenvoll, als er antwortete:

„Es ist wahr, daß ich solche Gedanken, wie Du sie beschreibst, Sylvia, hätte haben können, aber ich hatte sie nicht. Was Du fürchtest, kann wahr sein, aber Bernice hat ein treues, edles Herz, und ich fürchte nicht, daß sie unsere Heirath je bedauern wird. Sie liebt mich, Sylvia. Ich weiß es, daß sie mich liebt.“

„Aber wie?“ fragte Miß Monk mit plötzlicher Rückhaltslosigkeit, mit flammenden Augen und bebenden Zügen zu ihm emporschauend. „Wie mit der haltlosen Schwärmerei einer Siebzehnjährigen — mit der Liebe eines Kindes für seine Puppen; was weiß sie von weiblicher Leidenschaft — jener Liebe, welche Wahnsinn und Verzweiflung ist?“

„Meine liebe Sylvia, was kannst Du von solcher Liebe wissen?“

„Um das kannst Du mich fragen, Rog?“ schrie Miß Monk wild. „Du, der Du mein Verlobter warst, in dessen Hände Deine sterbende Mutter meine Hand gelegt und des Himmels Segen über unsere Vereinigung erflehte? Du kannst mich fragen, was ich von Liebe weiß, — Du, dessen Stimme mir himmlische Musik ist, dessen Lächeln meine Seele in Entzücken versetzt — Du, dessen Liebe, o Himmel — ich in wahnsinniger Leidenschaft von mir schleuderte, wie ein mir widerwärtiges Spielzeug! Du hast mich geliebt, nicht wahr, Rog? Du nanntest mich einst mit süßen Namen. Ich habe Deine Briefe noch, in denen Du mich Deinen Liebling nennst. Ich hatte ein Recht, Dich zu lieben, denn Du warst mein Verlobter. Und jetzt — und jetzt bist Du mit einer Anderen verheirathet. Ich bin die Arme, Abhängige, aus Deiner Liebe Ausgestoßene und — sprich nicht zu mir — tröste mich nicht, Rog — ich habe mein eigenes Leben zerstört und ich wollte, ich wäre todt!“

Sie ließ ihren Kopf auf seine Knie sinken und schluchzte heftig vor Verzweiflung.

Lord Chetwynd's schönes Gesicht wurde dunkelroth. In qualvollster Verlegenheit schaute er nach der Thüre. Ein grenzenloses Mitleid für Sylvia Monk erfüllte ihn. Er legte seine Hand auf ihre schwarzen Locken und sagte leise:

„Das habe ich nie geahnt, Sylvia. Ich bitte Dich, beherrsche Dich. Du wirst diese Scene morgen bedauern. Ich kann es nicht ertragen, Dich so schluchzen zu hören — und meinethalben. War es nicht Dein Ernst, als Du mir mein Wort zurückgabst? Aber antworte mir nicht. Sage nichts, was Dir später Schmerz verursachen könnte, meine arme, stolze Sylvia. Und ich bin so glücklich, während Du elend bist! Sylvia, liebste Schwester, blicke auf und sage mir, daß

Du nicht Alles das meinst, was Deine Worte eben andeuteten.“

Miß Mont kämpfte mit ihrer Verzweiflung und erlangte eine übernatürliche Ruhe, aber als sie ihr Gesicht erhob, konnte der Marquis sehen, daß sie wirklich und furchtbar litt. Sie taumelte in die Höhe, denn sie glaubte Schritte auf der Treppe zu hören. Sie trat vom Marquis weg, dann kam sie langsam zu ihm zurück, ergriff seine Hand und schluchzte:

„Verzeih mir. Vergiß diese Scene. Ich werde mich dafür immer hassen. Ich beabsichtigte nicht, mich so zu verathen. Als einen Beweis, daß Du mich nicht verachtest, Rog, gib mir einen brüderlichen Kuß. Und von dieser Stunde an will ich Dir und unsrer lieben Bernice eine treue und zärtliche Schwester sein. Nur einen brüderlichen Kuß, Rog, als Beweis, daß Du mich nicht verachtest.“

Die Ohren des Hasses sind schärfer als die der Liebe. Miß Mont hörte ein leises Rauschen an der Thüre. Sie wußte, daß Bernice ungeduldig geworden und gekommen war, um ihren Gatten zu suchen. Und das wissend, ließ sie ihren Kopf an seine Schulter sinken, und er voll Mitleid und Bewunderung für ihre zuletzt geäußerte Resignation, schlang seinen Arm um sie, und gab ihr, was sie verlangt hatte, einen brüderlichen Kuß.

Die Thüre öffnete sich leise, ein kleiner dunkler Kopf ward hereingesteckt und augenblicklich zurückgezogen. Bernice hatte die Umarmung und den Kuß gesehen. Wie wahnsinnig rannte sie die Halle entlang, die Stiege hinauf, und auf ihr Zimmer.

Raum war sie verschwunden, als Miß Mont, wohl wissend, was sie gethan, und triumphirend darüber, sich Lord Chetwynd's Armen entzog, und langsam wie eine Schlange fortglitt, und auf ihr Zimmer ging.

Lord Chetwynd setzte sich erstaunt und verwirrt nieder und murmelte:

„Armes Mädchen! Armes Mädchen! Ich habe ihr durch meine Heirath vielleicht unbewußt sehr weh gethan, aber ich liebe Bernice und kann meinen Schritt nicht bereuen. Aber Sylvia wird mir immer eine theure Schwester sein. Ich will ihr Geheimniß vergessen. Ich will ihr die Demüthigung und Bernice die Pein ersparen, welche es Beiden verursachte, würde ich meiner zartfühlenden Gattin Alles sagen. Arme Sylvia! Wie edel sie von Bernice sprach, Wünsche für das Glück äüßern, das auf ihrem Elende erbaut ist. So lange ich lebe, soll Sylvia mir wirklich wie eine Schwester werth und theuer sein.“

Als er sich vollkommen beruhigt hatte, ging er hinauf in das Boudoir seiner Frau. Sie war nicht dort und er suchte sie im Ankleide- und Schlafzimmer. Sie lag im Bette mit zur Wand gekehrtem Gesichte. Er rief sie leise, aber sie antwortete nicht. Ganz leise, um sie nicht zu stören, entkleidete er sich, ging zu Bette und lag bald in tiefem Schlafe.

Dann bewegte sich der kleine, schwarzlockige Kopf auf dem spitzenbesetzten Kissen unruhig hin und her; die dunklen Augen öffneten sich mit einem Ausdruck voll wilder Verzweiflung, und Bernice flüsterte kaum hörbar:

„Es ist also Alles wahr. Er heirathete mich, während er sie liebte. Ich werde ihm nicht sagen, daß ich es weiß. Er soll nicht wissen, daß er mein Herz gebrochen hat. Ich weiß, daß ich nicht lange leben werde, und wenn ich todt bin, kann er seine schöne Sylvia heirathen.“

Achtes Kapitel.

Die Tage und Wochen vergingen. Chetwynd Park war gewöhnlich von Besuchern überfüllt, von denen Viele wochenlang blieben.

Eines Tages, spät im November, während Lord Chetwynd eine Anzahl abreisender Gäste zur Bahnstation begleitet hatte, ging Miß Mont auf die Felsen hinaus, von denen man das Meer überschaute. Der Tag war düster und stürmisch, ein Vorbote des kommenden Winters. Die Luft war scharf und von durchdringender Kälte. Der Himmel von schweren grauen Wolken bedroht, die die Sonne verbargen, und die Wogen des Kanals kräuselten sich zu weißem Schaum. Miß Mont, welche in schwere Seide und warme indische Shawls gekleidet war, fröstelte und suchte innerlich dem strengen englischen Winter.

Sie beobachtete mit eigenthümlicher Aufmerksamkeit ein kleines Boot, das draußen auf den Wogen schaukelte. In dem kleinen Fahrzeuge saß ihre junge Nebenbuhlerin und ruderte, Wind und Wetter nicht beachtend, aus der Bucht hinaus.

Bernice war seit ihrer frühesten Kindheit mit der Handhabung des Ruders vertraut und eine Meisterin darin.

Nach den Wogen des atlantischen Oceans erschien es ihr wie ein Kinderspiel, das Wasser des Kanals zu beherrschen.

In Momenten der Ruhelosigkeit pflegte sie jetzt oft allein in der Bucht von Chetwynd Park zu rudern, und Miß Mont beobachtete sie stets von der Küste aus wie eine Ratze eine Maus bewacht, stets auf eine Katastrophe hoffend, die nie eintrat.

Als das kleine Boot sich jetzt auf eine Seite neigte, schoß ein triumphirender Blick aus Miß Monts Augen. Sie glaubte einen Augenblick lang, daß das Geschick sie begünstige und ein Unfall unvermeidlich sei; aber der Kahn kam augenblicklich wieder in's Gleichgewicht und glitt von den zarten Mädchenarmen sicher geleitet vorwärts. Ein Schatten der Enttäuschung flog über Miß Monts Züge. Im selben Augenblicke hallten wohlbekannte Schritte hinter ihr auf dem Felsen und Lord Chetwynd kam auf sie zu. Sie begrüßte ihn lächelnd mit der Bemerkung:

„Wir haben Dich nicht so bald zurückerwartet, Rog. Siehst Du Deine kleine Frau dort draußen auf dem Wasser? Ich bin in einer wahren Todesangst, daß das Boot umschlägt und sie ertrinkt.“

„Du brauchst für Bernice keine Furcht zu haben,“ antwortete Lord Chetwynd lächelnd.

„Sie entstammt meiner Ansicht nach keinem Geschlechte, das alt wird,“ sagte Miß Mont, ihr Gesicht abwendend. „Bernice hat einen Ausdruck, der mich glauben läßt, sie sei zu einem frühen Tode bestimmt, Rog. Hast Du nicht bemerkt, wie reizbar und veränderlich sie in letzter Zeit geworden ist, wie unruhig und rastlos, wie sie bei jedem Fußtritt erschrickt und bei dem Ton einer Stimme bleich wird?“

Der Marquis erschrak

„Nein, ich habe das Alles nicht bemerkt, Sylvia!“ rief er aus. „Solltest Du Recht haben? War ich mit meinen Gästen, Aenderungen und Verbesserungen so beschäftigt, daß ich diese Dir so sichtbaren Zeichen des Verfalls nicht bemerkte? Vielleicht hat mein Liebling Heimweh — vielleicht ist ihr dieses etikettenmäßige Gesellschaftsleben zuwider. Ich danke Dir für Deine Mahnung, Sylvia, und will sie beherzigen.“

Er erhob dann sein Taschentuch und winkte Bernice damit, welche landeinwärts zu rudern begann.

„Ich wollte, Gilbert wäre hier,“ sagte Sylvia, noch immer das Boot beobachtend. „Er ist jetzt schon einen Monat in London.“

Der Marquis antwortete nichts. Seine Blicke und Gedanken weilten bei seiner Frau, welche sich rasch dem steinerne Damm der Bucht näherte.

Der junge Lord entschuldigte sich und eilte rasch die in den Fels gehauenen Treppen zum Damm hinab.

Miß Monk folgte ihm rasch mit glühendem Gesicht. Sie eilte gleichfalls auf den Damm und stand neben dem Marquis, als das Boot ans Land kam.

Bernice hatte ihren Gatten und Miß Monk in scheinbar vertraulichem Gespräche beisammen auf dem Felsen gesehen und ihr Herz schwoll auf vor Bitterkeit und Eifersucht. Aber als sie jetzt herauf kam, sah sie nur müde und bleich aus. Ihre glänzenden Augen funkelten und erschienen in dem braunen mageren Gesichtchen noch größer. Es war etwas Gespenstiges an ihr, etwas Seltsames und Ueberirdisches in ihrem Aussehen, und Lord Chetwynnds Herz schlug laut vor Entsetzen, als er sie aus dem Boote hob und sie auf den Damm trug.

„Wie leicht Du wirst, Bernice!“ rief er aus. „Ich fürchte, unser Klima thut Dir nicht gut. Du zitterst, gehen wir ins Haus.“

Er legte seinen Arm um ihren Leib und wollte sie die Stiege hinaufhelfen, aber sie hüpfte lachend von ihm weg und sprang wie ein Vogel die Treppe hinauf.

Lord Chetwynnd's Angst um seine junge Gattin war jetzt vollständig geweckt. Er beobachtete sie, wie sie in's Haus hüpfte, und berieth sich mit Sylvia ihrethalben. Miß Monk that, als ob sie ihn beruhigen wollte, weckte aber eigentlich seine Furcht nur noch mehr, und er erklärte seine Absicht, einen Arzt holen lassen zu wollen.

Als sie in's Haus eintraten erfuhren sie, daß neue Gäste eingetroffen waren, und Lord und Lady Chetwynnd gingen in den Salon.

Miß Monk begab sich auf ihre Gemächer.

Diese lagen denen von Lady Chetwynnd gegenüber in der großen Halle und waren fast nicht weniger luxuriös eingerichtet, als die der jungen Marquise. Ihre verstorbene Stiefmutter hatte sie für sich herrichten lassen und Miß Monk's orientalischer Geschmack verrieth sich in dem vorherrschenden Roth und Gold in der Einrichtung und in dem üppigen Charakter der verschiedenen Zierden und Ausschmückungen.

Als sie ihr Boudoir betrat, stieß Miß Monk einen Schrei des Erstaunens aus. In dem Zimmer befand sich ihr Bruder — Gilbert Monk. Er lehnte nachlässig in einem Fauteuil, stand aber bei ihrem Eintritte voll erheucheltem Entzücken und übertriebener Artigkeit auf.

„Du hier, Gilbert?“ sagte Miß Monk, Hut und Shawl auf den nächsten Stuhl werfend. „Ei, ich glaubte, Du wärest in London im Rechtsstudium vertieft. Wann bist Du angekommen?“

„Während Du draußen warst. Ich sah Dich, als Du in's Haus kamst. Wie verändert Lady Chetwynnd ist. Was hast Du ihr gethan?“

„Nichts,“ sagte Sylvia trozig, „sie ist eifersüchtig, das ist Alles. Sie hat entdeckt, daß Rog und ich verlobt waren

und grämt sich darüber. Sie ist nur ein Kind, Gilbert, und grämt sich zu Tode.“

„Und Du hast ihr nichts gethan?“

„Nichts. Was hast Du in London gethan?“

„Ich habe Nachforschungen angestellt,“ sagte Gilbert Monk mit zurückhaltender Miene. „Ich habe eine überraschende Entdeckung gemacht, welche gewiß meine ganze Zukunft verändern wird. Wenn ich thun kann, was ich jetzt vorhabe, werde ich ein reicher Mann, Sylvia.“

„Betrifft Deine Entdeckung Bernice? Es kann nicht sein, daß Du ihre Herkunft zu ergründen gesucht, und eine Spur gefunden hast?“ rief Miß Monk aufgeregt.

Gilbert's Gesicht röthete sich. Unruhig und mit eigenhümlicher Hast sagte er:

„Wie könnte ich eine Spur von Lady Chetwynnds Herkunft entdecken? Hältst Du mich für einen Zauberer oder für einen Detektive aus einem Roman, die immer entdecken, was ihnen zu ergründen befohlen wird? Unsinn! Lady Chetwynnds Herkunft ist ein tiefes Geheimniß und wird es stets bleiben. Ich glaube, Du siehst schlecht aus, Sylvia. Wann wirst Du all' dem Glend und der Ungewißheit ein Ende machen?“

„Jetzt — noch diese Nacht,“ schrie Miß Monk mit plötzlicher Heftigkeit und zischelnd wie eine Schlange. „Ich bin endlich zur That getrieben worden, indem ich Rog's leidenschaftliche Zärtlichkeit für dieses Mädchen sehen muß. Er ist besorgt um sie und fürchtet, daß sie sterben muß. Es martert mich, ihn seine Sorge aussprechen zu hören, zu sehen, wie er mit sehnsuchtsvoller Zärtlichkeit an ihren Mienen und Blicken hängt. Ich habe Alles ertragen, was ich ertragen kann. Ich werde mir das Hinderniß langsam aus meinem Wege räumen, damit ich keinen Verdacht erzeuge, aber der erste Schritt soll noch heute geschehen.“

Sie preßte ihre Lippen mit wildem Ausdrucke aufeinander. Gilbert verrieth nichts, was bei dieser Eröffnung in ihm vorging.

„Ich glaube, Du wirst die Sache mit der alten Nagen besprechen wollen,“ bemerkte er. „Ich werde Dich daher jetzt allein lassen und Lady Chetwynnd meine Aufwartung machen. Beim Speißen werden wir uns sehen.“

Er entfernte sich rasch. Als er die Thüre hinter sich schloß, hörte er seine Schwester die alte Nagen herbeirufen. Mit eigenthümlichem Lächeln in seinen verschmigten Zügen eilte er durch die Halle zur Thüre von dem Schlafzimmer seiner Schwester, wobei er sich rasch umschaute, ob er nicht beobachtet werde, und drückte dann an der Klinke. Die Thür war versperrt.

Er ließ sich jedoch von diesem kleinen Hinderniß nicht abschrecken, sondern nahm einen langen Drahtschlüssel aus seiner Tasche, mit welchem er das Schloß geräuschlos öffnete. Dann machte er die Thüre auf und schlich sich hinein.

Wie er es erwartete, war die alte Nagen zu ihrer Herrin in's Boudoir gekommen, und die Zwischenthüren waren nur zugelehnt. Er versperrte die Thüre, durch welche er hereingekommen war und schlich behutsam über den dicken Sammetteppich, der seine Tritte unhörbar machte, in's Ankleidezimmer seiner Schwester. Dort schlich er sich zu einem Fenster und verbarg sich in der Nische hinter den schweren rothen Sammetvorhängen.

Er hatte sich dort kaum in eine bequeme Stellung gebracht und die luxuriöse Einrichtung des Zimmers flüchtig

betrachtet, als die unterdrückten Stimmen von Miß Mont und der alten Ragen an seine eifrig lauschenden Ohren schlugen.

„Gut,“ sagte er zu sich selbst. „Wenn ich gut aufmerkte, kann ich hören, was sie sagen. Ich habe nicht umsonst diesen Monat in London zugebracht. Ich habe eine Entdeckung gemacht, für welche Lord Setwynd, die Marquise und Sylvia Alles, was sie besitzen, geben würden, wenn sie es wüßten, und in Folge dieser Entdeckung habe ich ein Ziel in dieser Angelegenheit, das Niemand ahnt. Ich werde durch Vernice Chetwynd mein Glück machen, ehe ich mit ihr fertig bin; aber ich muß stumm sein, wie das Grab, schlau wie der Teufel und wachsam wie Argus. Was sagen sie? Ah, sie kommen hier herein!“

Er wich tiefer in die Nische zurück und wagte es kaum, hinter den ihn vollständig verhüllenden Vorhängen zu athmen, als Miß Mont von ihrer alten Amme begleitet in's Zimmer kam.

Siebentes Kapitel.

Die verborgene Anwesenheit Gilbert Mont's im Ankleidezimmer seiner Schwester wurde weder von Miß Mont, noch von der alten Ragen geahnt. Die indische Amme warf einen forschenden Blick durch das weite Gemach, mehr aus Gewohnheit, als aus Argwohn; dann rückte sie einen bequemen Lehnstuhl an's Feuer und ihre junge Herrin sank erschöpft in denselben, mit leichenblassem Gesichte und fast geschlossenen Augen.

„Setze Dich,“ sagte Sylvia Mont, ohne die Augen aufzuschlagen. „Du bist sicher, daß wir allein sind — daß Niemand an den Thüren lauscht oder hereinkuckt.“

„Ganz sicher,“ sagte die alte Ragen, sich wie eine Kage vor dem Kaminfeuer auf die Erde kauern. „Wir sind allein, Mißy, Sie können frei sprechen.“

Miß Mont zögerte noch immer. Die Worte, welche sie überlegte, waren nicht leicht zu sprechen. Ragen verrieth keine Ungeduld, sondern wartete demüthig auf das, was kommen sollte.

Endlich faunelte Sylvia Muth und sprach wieder mit leiser Stimme in indischer Sprache. Gilbert Mont verstand indisch so gut wie englisch und lauschte mit angehaltenem Athem.

„Ragen,“ sagte ihre Herrin, „ich kann es nicht länger aushalten. Jeden Tag wird mir das Herz zerrissen von dem Anblick seiner Bärtlichkeit für sie. Jeden Tag muß ich sehen, wie er sie liebt, hören, wie er sie lobt und vergöttert. Ich kann es nicht länger ertragen.“

„Mein, Mißy,“ stimmte die alte Amme bei.

„Er war mein Verlobter,“ sagte Miß Mont mit unterdrückter Heftigkeit. „In einem Augenblicke wahnsinniger Thorheit gab ich ihm seine Freiheit zurück. Diese Thorheit kam mir theuer zu stehen. Ich litt furchtbar in der letzten Zeit, meine Seele wurde von Qualen zerfleischt, das Gute und das Böse haben in mir gekämpft, bis ich erschöpft war. Ich bin mehr Indierin als Engländerin. Ich habe Deinen Aberglauben, Deine phantastischen Einbildungen und Deine Denkweise eingefogen, und auch Deine Mißachtung des menschlichen Lebens,“ und ihre Stimme sank zu einem durchdringenden Flüstern herab.

„Ja, Mißy,“ sagte die alte Indierin, welche unbeweglich wie eine Statue dafuß.

„Ich weiß, daß Dir ein Menschenleben ebensowenig gilt, als ein Thierleben,“ fuhr Sylvia fort, „und jetzt brauche ich Deine Hilfe.“

„Gut Mißy, was soll die alte Ragen thun?“

„Mir den Weg rein machen, daß ich Lady Chetwynd werden kann,“ flüsterte Miß Mont sich vorwärts neigend mit funkelnden Augen. „Lord Chetwynd war verlobt mit mir. Ich liebe ihn. Ich will ihn heirathen! Was ist dieses blasse Inselmädchen, dieser Niemand, daß sie sich mir in den Weg stellen sollte? Sie muß beseitigt werden!“

Die alte Frau lächelte unheimlich,

„Wir wollen sehen, was die alte Ragen thun kann,“ sagte sie.

Gilbert Mont hielt die schweren Vorhänge mit seinen Händen zusammen und spähte starr und regungslos zwischen den Falten mit verhaltenem Athem hinaus.

Das alte Weib tappte in dem Innern eines indischen Schrankes, der an der Wand stand, umher, und drückte auf eine geheime Feder. Mont hörte, wie ein Schubfach sich aus seinem Versteck schob, und Ragen brachte dann ein Kästchen zum Vorschein, das im Feuerschein wie ein Juwel glitzerte.

Ragen nahm wieder ihren Platz vor dem Kamin ein, und drehte das Kästchen in ihren braunen dürren Händen hin und her.

Sie öffnete ihr Kleid und zog aus ihrem Versteck eine lange goldene Kette hervor, an welcher ein kleiner goldener Schlüssel hing. Diesen Schlüssel steckte sie in's Kästchen und öffnete den mit Juwelen besetzten Deckel.

Der rothe Feuerschein, der die Gesichter und Gestalten der beiden Frauen beleuchtete, fiel auch auf das Kästchen, und Mont erblickte einen Theil seines Inhalts.

Dieser bestand aus drei kleinen Phiolen, mit einer klaren, farblosen, wie Wasser aussehenden Flüssigkeit gefüllt, drei kleinen Pulverpäckchen, von denen jedes in Wachstafel eingepackt war, und drei Phiolen, in welchen sich winzig kleine, wie Luftblasen aussehende Kügelchen befanden. Diese drei letzten Phiolen nahm das alte Weib heraus und untersuchte sie sorgfältig. Die Glasstöpsel waren ebenfalls mit Wachstafel verbunden.

„Jedes dieser Kügelchen löst sich augenblicklich in jeder Flüssigkeit,“ sagte Ragen, mit den Phiolen spielend. „Sie sind farblos, wie Sie sehen, und so klein, daß man eines kaum sieht. Sie sind rasch in ihrer Wirkung und lassen keine Spur zurück. Sie werden aus tödtlichen Pflanzen bereitet, die in unsern Wäldern wachsen. Diese Eine ist bezeichnet „Herzleiden“. Wer ein Kügelchen aus dieser Phiale nimmt, stirbt plötzlich wie am Herzschlage.“

„Das wird nicht gut sein,“ sagte Miß Mont, trotz aller Selbstbeherrschung bei dem kalten und leidenschaftslosen Tone der alten Indierin zitternd. „Das Mädchen ist jung und stark und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie am Herzschlage stirbt.“

Die Alte legte die Viole weg und nahm eine andere.

(Fortsetzung folgt.)

Gleanor.

Roman von Mary Dobson.

(Fortsetzung.)

Dieser blickte ihr eine Weile nach, stampfte dann ungeduldig mit dem Fuß und sagte halblaut: „Diese Kelydale's — sie sollen mich jetzt keinen Augenblick länger beschäftigen! — Ich hätte ihrer wahrlich gern geschont — ihrer, wie meiner und meines Bruders — allein ich will mich nicht von ihnen überlisten lassen, damit diese gewandte Schauspielerin sich in's Fäustchen lacht! — Sie ist übrigens ein kluges Mädchen, voll seltener Geistesgegenwart, und macht dem alten Familiennamen alle Ehre, allein ich habe mich nicht von ihr betrügen lassen!“

Trotz aller Versuche, seine Gedanken anderen Gegenständen zuzuwenden, kehrten sie unaufhörlich zu der, wie er meinte, ihm so verhassten Miß Kelydale zurück. Er ärgerte sich deshalb, ließ seinen Deuten seine Verstimmung empfinden und machte sich endlich auf den Weg nach seinem Gasthause zurück.

Als er sein Frühstück genossen, ohne einmal nach seinem Bruder zu fragen, und dann nach dem Park zurückging, fiel zuerst sein Blick auf Sir William und seine Enkelin, welche Beide sich des schönen Sommermorgens im Schatten der Buchen von Carrisford freueten.

Wiederum schien ihre Anwesenheit seine Ruhe zu stören und fortwährend seine Blicke zu fesseln. Der Greis ruhete, wie Archibald Hope sah, in seinem Rollstuhl; seine Enkelin stand an diesen gelehnt und sprach oft und lebhaft mit ihm; das schöne Windspiel saß an ihrer Seite, und in einiger Entfernung stand der alte finstere Diener, ruhig der Befehle seines Gebieters harrend.

„Und jenes Mädchen ist Sir William Kelydale als einziger Trost, als einzige Stütze verblieben!“ lautete endlich sein Selbstgespräch. „Die Vergeltung kommt oft schneller, als wir es denken, und wir sind gerächt, ohne einmal die Hand zur Rache geboten zu haben. Der einst so kluge, scharfsichtige Mann ist ein altersschwacher Greis geworden, der an die Unfehlbarkeit eines Mädchens glaubt, das ihn offenbar hintergeht und ihm schließlich noch das Herz brechen wird. Armer, alter Mann!“ Und als ob er sich seines wärmeren Gefühls schämte, sagte er schnell: „Armer, alter Schurke, der indeß kaum ein besseres Loos verdient!“ —

Erst gegen vier Uhr kehrte er in's Gasthaus zurück, wo er seinen Bruder antraf, der ihm entgegen rief:

„Nun, Archi, ist des Tages Arbeit gethan?“

„Ja, so weit sie mich betrifft!“

„Warum essen wir hier?“ fragte er dann gähnend. „Ich möchte nach Tische wohl einen weiten Ritt unternehmen, das heißt, wenn Du Lust hast, mich zu begleiten.“

„Diesen Abend nicht, Maurice. Ich habe einen Wagen bestellt, der uns zur Tischzeit nach Aver Court bringen soll.“

„Nach Aver Court? Ich meinte, Du habest diese Idee aufgegeben.“

„Ich kann es unmöglich, Maurice. Wie lange brauchst Du zum Ankleiden?“

„Das weiß ich kaum, allein ich wünsche auch nicht, Dich zu begleiten. Meine Gründe hast Du gestern Abend gehört.“

„Das glaube ich kaum, Maurice, und wenn auch, so sind diese nicht stichhaltig. Wir müssen jedenfalls Sir William in seinem Hause gegenübertreten.“

„Ich sehe davon den Nutzen nicht ein!“

„Gleichviel, ich bin dazu entschlossen!“

„Weshalb aber, Archi? Mir sagt Dein Plan nicht zu — —“

„Hast Du etwa andere Gründe, von Aver Court fern zu bleiben?“ fragte der ältere Bruder.

„Du kennst alle meine Gründe, die mich zwingen, nicht in jenem Hause zu erscheinen!“

„So wirst Du diesen Abend mit mir in Aver Court speisen!“

Archibald Hope hatte diese Worte heftig und leidenschaftlich gesprochen, seine Augen funkelten, und der jüngere Bruder wagte keinen weiteren Widerstand. Auch sah er ein, daß er jetzt gehen müsse, wenn er nicht den Verdacht erregen wollte, aus besonderer Absicht von Aver Court fern bleiben zu wollen. Vielleicht auch hatte Archibald einen neuen Grund, den er jedoch nicht nennen wollte, und er, Maurice, nicht wissen konnte — genug, er fand es rathsam, nachzugeben, wandte aber sein Haupt ab, um seinem Bruder den finstern Ausdruck seines Gesichtes zu verbergen, und sagte anscheinend ruhig:

„Nun denn, so laß uns gehen!“ —

Achtes Kapitel.

Eine unerwartete Nachricht.

Wenn Archibald Hope am Morgen des verhängnißvollen Tages Sir William und seine Enkelin unter den Buchen von Carrisford gesehen, so war er ebenfalls, was er vielleicht nicht ahnte und wußte, von ihnen bemerkt worden. Er war dem scharfen Auge des Baronets nicht entgangen; dessen Enkelin sah ihn oft und lange nach dem Park hinüberblicken, und auch das Windspiel, ihr stets aufmerksamer, kluger Begleiter, hatte verschiedentlich seine Gurgeltöne vernehmen lassen, wie um anzukündigen, daß er den Mann wiedererkenne.

„Still, Prinz,“ sagte endlich Miß Kelydale mit einem schelmischen Blick auf Sir William, „es ist Großpapa's Freund! Den solltest Du doch schon kennen.“

Die unerwartete Rückkehr seiner Enkelin hatte Sir William ungewöhnlich heiter gestimmt, und sich dieser zuwendend, sagte er in freundlichem Ton:

„Prinz kennt bereits unsern Freund, Gleanor, dem es Vergnügen zu machen scheint, uns hier zu beobachten.“

„Hast Du diesen Mr. Hope schon lange gekannt, Großpapa?“

„Seine Firma länger als ihn,“ lautete die ausweichende

Antwort, „er ist erst kürzlich als Theilhaber eingetreten. Kein so ganz übler Mensch für einen Kaufmann; er gefällt mir, sonst hätte ich ihn wohl kaum eingeladen.“

„Und seine Firma also richtet die Verwüstung hier in den Wäldungen an?“

„Verwüstung! Du nennst es also Verwüstung, Kind, was zum Besten von Carrisford geschieht! Du selbst wirst noch die jungen Bäume heranwachsen sehen, die schon in nächster Zeit angepflanzt werden, und von denen unsere Nachkommen Nutzen ziehen werden. Für den Augenblick hat diese Verwüstung viel Geld eingebracht.“

„Das glaube ich!“

„Der mir folgende Besitzer ward zu Rathe gezogen, und hat seine Zustimmung hierzu erteilt,“ sagte Sir William in kälterem Tone. — „Will seine Tochter nun zu glauben versuchen, daß ich nach bestem Ermessen gehandelt?“

„Ja, Großpapa,“ entgegnete sie mit weicherer Stimme, ihr schönes Haupt an die Schulter des Greises lehrend, „ich fühle, daß Du recht gethan haben mußt, allein der unerwartete Anblick brachte mich außer Fassung.“

„Hast Du schon mehr von dieser Sache gehört oder hat Dir meine Erklärung von gestern Abend genügt?“

„Ich war schon früh diesen Morgen im Freien, und begegnete Mr. Hope auf dem Berge.“

„Und hattest hundert Fragen für ihn, die er der Wahrheit gemäß beantwortete, nicht wahr? Und dennoch,“ fügte der Greis in leicht bewegtem Tone hinzu, „dennoch hättest Du so lange mit meiner Erklärung zufrieden sein sollen, bis ich es angemessen gefunden, Dir Weiteres zu sagen, denn jene Zeit wird bald kommen!“

„Weshalb noch länger warten, Großpapa?“ fragte Eleanor Relydale dringend, „weshalb noch länger mir Dein Vertrauen vorenthalten, wenn ich doch sehe und weiß, daß Du ein Geheimniß zu tragen hast, dessen Bürde ich mit Dir theilen könnte?“

„Das würde Dein junges Leben nur noch mehr trüben, Kind,“ entgegnete der Baronet mit weicher Stimme, „und ehe Du mündig bist — wann ist das, Eley?“

„Nächsten Sommer, Großpapa!“

„Also vor nächstem Sommer,“ sagte Sir Relydale zuversichtlich, „wird es auf immer in Vergessenheit begraben sein.“

„Wäre Geld erforderlich gewesen, Großpapa,“ begann Miß Relydale von Neuem, „so hätte das leicht herbeigeschafft werden können, und dann wäre das Gut, das Dir so werth ist, nicht auf eine so schreckliche Weise verwüstet worden. Meiner Mutter Geld, das mir bei meiner Mündigkeit gehört, hätte mit meiner Bewilligung Deine Gläubiger befriedigen können, und — —“

„Still, still, Eley, Du sprichst von Dingen, die Du nicht verstehst,“ antwortete ernst Sir William, „laß jetzt die Sache, aus Rücksicht für Deinen alten Großpapa, ruhen! Bewahre Dein Geld für Deine Zukunft, in der es Dir und Deinem einstigen Gatten noch nützen kann.“

„Es wird nur unwürdige Bewerber um mich sammeln,“ sagte gleichfalls ernst Eleanor Relydale.

„Die Du leicht durchschauen wirst, Eley, denn Du besitzt Klugheit und Scharfsinn, wie nur Wenige Deines Alters.“

„Ich danke Dir für Deine gute Meinung, mein lieber Großpapa!“ entgegnete Sir William's schöne Enkelin. „Hau-

deln aber Frauen jemals klug in Dingen, die ihre Herzen betreffen?“

„Nicht sehr viele vielleicht! — Du aber wirst Dich für die Klügste und Weiseste Deiner Mitschwestern halten, denn wir Relydale's waren stets eitel und von unserm Werthe überzeugt. Jetzt aber sei meinethwegen unbekümmert. Die wenigen Sorgen, die ich zu tragen habe, nehmen mit jedem Tage ab, und es ist lange nicht so ruhig in meinem Geiste gewesen, wie an diesem Morgen, und ich fühle mich nochmals glücklich unter den Buchen von Carrisford!“

„Das freut mich zu hören, Großpapa!“ rief seine Enkelin in herzlichem Tone.

Es trat nach diesen Worten eine Pause ein, die Miß Relydale nicht zu unterbrechen wagte. Endlich sagte Sir William:

„Laß uns diesen Gegenstand nicht wieder berühren, mein liebes Kind; er regt uns Beide zu sehr auf. Die Vergangenheit bietet mir nur traurige Erinnerungen, und in die Zukunft vermögen wir nicht zu schauen! Laß uns daher weise sein, Eley, und nur der Gegenwart leben. Was wirst Du diesen Abend bei Tafel tragen?“

Diese Frage mußte nothwendig Eleanor überraschen, allein sie antwortete ruhig:

„Ich habe noch gar nicht an meinen Anzug gedacht, Großpapa!“

„So wähle ein weißes Kleid, es steht Dir am besten!“

„Willst Du diesen Abend mit Deiner Enkelin glänzen, Großpapa?“ fragte lachend das junge Mädchen.

„Jede Frau sollte sich so vortheilhaft wie möglich kleiden, da dies oft von den wichtigsten Folgen für sie sein kann,“ entgegnete mit komischem Ernst der Greis.

„O, Großpapa! sicherlich hast Du dies eigenthümliche Mittagsmahl aus einem ganz besonderen Grunde veranstaltet!“

„Das habe ich, mein Kind, und in diesem Punkte kann ich Deine so natürliche Neugier befriedigen,“ entgegnete Sir William, und ein freundliches Lächeln, wie es nur seine Enkelin kannte, überflog seine alternden Züge. „Es gilt diesen Abend, klug zu handeln, und Du sollst mir darin beistehen, Eley. Wir müssen diesen Mr. Hope, den schottländischen Kaufmann, in möglichst günstige Stimmung versetzen und darin erhalten, denn von ihm hängt das Leben der Buchen von Carrisford ab, die ich mir um jeden Preis erhalten möchte.“

„Wie? die Buchen sind auch verkauft?“ rief schmerzlich Eleanor Relydale und blickte, Thränen in den dunklen Augen, zu ihren dichten Kronen auf. „Meine alten, vertrauten Freunde, meine Lieblinge, die nichts, nichts in der Welt mir ersetzen kann! — O, Großpapa! weshalb hast Du mir das gethan?“

„Still, still, Eley! hilf mir meinen Plan geschickt ausführen, denn so abstoßend und finster sich auch dieser Mr. Hope zeigt, besitzt er doch ein gewisses Etwas in seiner Persönlichkeit und seiner Redeweise, das mir Vertrauen einflößt und mich mit ihm ausöhnt.“

Sir William schwieg, als erwarde er eine Antwort seiner Enkelin; allein diese blieb aus und daher fuhr er fort:

„Ich habe Mr. Prayse gleichfalls eingeladen.“

„Und Agnes?“

„Natürlich Agnes auch, denn Du mußt doch eine Gesellschafterin haben, und Ihr Beiden könnt Euch nach der Tafel

von Pariser Moden und Neuigkeiten unterhalten, bis ich Euch zur Theezeit die Herren zuführe. Dann, Gley, ist der wichtige Augenblick gekommen, dann zeige Dich freundlich und etwas aufmerksam gegen den Holzkaufmann, und ich zweifle nicht, daß der Sieg unser ist!"

Und wirklich mußte Sir William Relydale nicht daran zweifeln, denn seine Augen leuchteten vor Freude, er rieb sich vergnügt die feinen weißen Hände und lachte, wie er seit langer Zeit nicht gethan. —

Nach einer Weile verließ ihn seine Enkelin auf sein Bitten; er wünschte nämlich, daß sie vor Ankunft der Gäste noch einige seiner Lieblingsstücke übe, um sie nachher desto besser vortragen zu können. Denn Miß Relydale war eine gentile, vollendete Spielerin; ihr Großvater war stolz auf ihr Talent, und hoffte von dessen Wirkung auf den seltsamen Gast, den er so nothwendig für sich gewinnen mußte.

In dieser besseren Stimmung zog er den noch nicht geöffneten Brief seines Sohnes aus der Tasche, den er am Abend vorher aus den Händen seiner Enkelin empfangen, wandte ihn unentschlossen nach allen Seiten, und machte dann eine Bewegung, als ob er ihn ungelesen zerreißen wolle.

„Weshalb auch nicht?“ sagte er halblaut, und seine Augen leuchteten in einem uns noch unbekanntem Glanz. „Wie wenig habe ich von seinem Inhalt zu glauben und zu hoffen, wie viel neuen Verdruß aber mag er mir bringen!“

Dennoch besann er sich eines Besseren, und unbeschädigt wanderte nochmals der Brief in die Tasche des alten Edelmannes, der zugleich sagte:

„Solche Nachrichten erfährt man noch früh genug!“

Er winkte hierauf seinen Diener herbei, daß er ihn nach Hause fahre. Das finstere Gesicht des Alten fiel ihm auf.

„Was giebt's, Job?“ fragte er. „Ist Euch Unangenehmes widerfahren, oder seid Ihr endlich unserer Aussicht hier müde?“

„So etwas ist es,“ lautete die Antwort, als er Sir William dem Hause zuschob.

„Es geht hier bald eine große Veränderung vor,“ sprach der Baronet; „vielleicht sagt Euch dieselbe besser zu.“

Job schwieg und fuhr seinen gleichfalls schweigenden Gebieter langsam weiter. Endlich sagte dieser:

„Sprecht Euch doch aus, Job; ich weiß, daß Euch irgend etwas auf dem Herzen liegt, denn nicht umsonst habe ich Euch die vielen Jahre vor Augen gehabt. Wer hat Euch beleidigt?“

„Niemand!“

„Was ist Euch widerfahren?“

„Nichts, Sir William; allein es gefällt mir nicht, daß heute jener Hope in Euerm Hause, an Euerm Tische sitzen soll. Es scheint mir ganz unnatürlich — es ist nicht recht — denn er, er will sich über uns Alle erheben, — aber ich, ich kenne ihn!“

„Aus dem Grunde aber, Job, braucht Ihr nicht so gewaltige Anstrengungen zu machen, mich aus meinem Stuhle zu werfen,“ sagte Sir William, der wirklich in Gefahr schwebte, den abschüssigen Weg hinabzurollen, da die heftig zitternden Hände seines Dieners den Stuhl nicht zu halten vermochten. „Sprecht jetzt, was wißt Ihr von Mr. Hope?“

„Daß ich ihn sicherlich nicht vergessen habe, Sir William! Er ist der Älteste der beiden Hope's, die hier den langwierigen Prozeß um den Weg durch den Park hatten!“

„Was, Teufel, der ist es?“

„Nicht der Bursche, dessen Kugel meinen Arm traf, der seitdem nie die alte Kraft wiedererlangt hat, sondern der ältere Bruder. Er wohnt jetzt in Relydale Arms und — und — —“

„Speißt diesen Abend in Aver Court, nicht wahr, Job? Es muß aber sein, Mann, thut Ihr mir nur den Gefallen, und schweigt von Eurer Entdeckung. Uebrigens hat sie mir den Abend fast verdorben, und ich bin Euch kaum dankbar für die Mittheilung, dennoch ist hier ein Geldstück, das Euch eine fröhliche Stunde, wie Ihr sie liebt, bereiten soll!“

Sir William reichte Job ein funkelndes Goldstück, das dieser dankend in seine Tasche gleiten ließ.

„Einer jener Hope's!“ murmelte dann Ersterer. „Wunderbar, daß ich ihn nicht erkannt, wunderbarer aber noch, daß er ein Gast meines Hauses sein wird.“

Sie hatten das Schloß erreicht; Sir William's besonderer Diener harrte bereits seiner, und empfing den Befehl, ihn in die Bibliothek zu führen. Hier angelangt, entließ er ihn, und verbrachte die nächsten Stunden damit, ein großes Packet Papiere durchzugehen, die er in einem verschlossenen Fach des großen Tisches gefunden, vor dem er zu sitzen pflegte. Mehr als einmal lächelte er vergnügt, wie bei einer lustigen Erzählung, und zuletzt sagte er:

„Jetzt weiß ich das Ganze wieder auswendig, und kann meinem Gaste wohlgehoffnet gegenüber treten.“

Darauf schellte er, ließ sich von dem eintretenden James in sein Ankleidezimmer führen, welches er erst gegen fünf Uhr in makelloser Gesellschaftstoilette, ein echter Gentleman der alten Schule, wieder verließ.

Im Empfangszimmer traf er bereits seine Enkelin.

Eleanor Relydale trug ein weißseidenes Kleid, das ihre seltene Schönheit auf's Vortheilhafteste hervortreten ließ.

Großvater und Enkelin wechselten einen vielsagenden Blick, und Ersterer sagte:

„Es freut mich, Dich so schön und schon hier zu sehen, Gley. Unsere Gäste werden nicht lange mehr auf sich warten lassen, und Mr. Hope, gleich einem Geschäftsmanne, der den Werth der Zeit kennt, wird mit seinem Freunde zuerst erscheinen.“

Raum hatte Sir William diese Worte gesprochen, als auch schon ein Wagen vorfuhr. Deutlich hörte man Tritte im Hause erschallen, deutlicher noch verschiedene Thüren öffnen und schließen.

„Da sind sie!“ sagte der alte Edelmann. „Fast glaube ich, daß mich dies aufregt! Bin ich etwa schon zu alt, Gley, für ein solch' förmliches Mahl?“

Eleanor Relydale ward der Antwort überhoben, die Thüren flogen weit auseinander, und ein Diener meldete den Namen Hope. Der Kaufmann trat zuerst ein; ihm folgte ein Mann von kleinerer Gestalt, dessen sehr schöne Gesichtszüge von dunkler Färbung waren.

„Sir William Relydale,“ sprach Archibald Hope ungewöhnlich schnell, und blickte dabei forschend auf die Enkelin seines Wirthes, „gestatten Sie mir, Ihnen meinen Bruder, Mr. Maurice Hope, vorzustellen.“

Sir William's Antlitz verrieth unfehlbar einiges Staunen, allein seine Enkelin wandte sich plötzlich ab, legte ihre Hand fest auf die Lehne eines alterthümlichen Sessels und starrte durch das Fenster in den Park hinaus. —

Neuntes Kapitel Ueberraschungen.

Se noch Archibald Hope seine Blicke von Miß Kelydale auf deren Großvater richten konnte, hatte dieser schon seine Fassung wiedererlangt, und ungeachtet der Nachricht, die ihm so unerwartet geworden, stand er seinen beiden Gästen mit ruhiger Höflichkeit gegenüber.

Maurice Hope, dessen Augen sich, gleich denen seines älteren Bruders, zuerst dem jungen Mädchen zugewandt, war ebenfalls der rasche Wechsel der Farbe im Antlitz des Baronets, wie das plötzliche Aufleuchten seiner Augen entgangen, und so hatte denn Keiner von ihnen diese deutlichen Zeichen seiner Ueberraschung gesehen. Er selbst aber hatte seine Rolle schon am Nachmittage genau in's Auge gefaßt, diese nach allen Seiten hin überdacht, und sagte nun mit der ganzen Gewandtheit eines alten Weltmannes:

„Ich wußte nicht, daß Sie in Carrisford einen Bruder haben, Mr. Hope, und konnte also nicht erwarten, daß er mich mit seinem Besuche in Aver Court beehren würde. Welch' selten günstiges Wetter,“ wandte er sich dann an Maurice.

„So wünschenswerth wie möglich für den Landbewohner, Sir William,“ erwiderte dieser nicht eben freundlich.

„Dennoch ein Städter, nicht wahr?“

„Ich lebe im Auslande.“

„Dorf ich fragen, in welchem Theile des Continents?“

„In Paris,“ entgegnete fast zögernd der junge Mann.

„Ein beneidenswerther Aufenthalt für einen jungen Mann, dem jene so begehrten Kreise zugänglich sind, zu denen ein Fremder so schwer Zutritt erlangt. Sie haben sicherlich viele Freunde und Bekannte in Paris?“

„Sehr viele,“ entgegnete Maurice Hope, dem Sir William's Höflichkeit immer befremdender ward.

„Und kennen vielleicht gar Personen, die auch ich gekannt habe. Welche unerwartete Freude für mich, mit Ihnen von diesen, oder doch deren Kindern, denn sie selbst mögen bereits verstorben sein, zu sprechen.“

„Ich bin in den von Ihnen gemeinten Kreisen nicht bekannt, Sir William. Ich bewege mich in einer geschäftlichen Sphäre — —“

„O, ein gutes Geschäft verhilft auch seinem Mann zu hohen Ehren, wie Ihr eigener Bruder den besten Beweis liefert, und wahrscheinlich haben Sie sich sein so vortreffliches Beispiel zu Nutzen gemacht!“

„Darin hätte ich allerdings weise gehandelt,“ lautete die schnelle Antwort. „Allein mir ward nicht meines Bruders Glück zu Theil, und so hat er mich weit hinter sich zurückgelassen.“

„Lassen Sie uns hoffen, daß dies nicht von Dauer ist! Vielleicht hatten Sie im Anfang Mißgeschick — unerwartete Hindernisse — oder, und das glaube ich fest, Sie sind so bescheiden und wollen hier nicht Ihr eigener Lobredner sein. Sie, wie Ihr Bruder, sind wahrscheinlich sehr zurückhaltender Natur.“

Maurice Hope's Angesicht nahm bei diesen Worten

eine tiefere Färbung an, und fest und forschend blickte er in die kalten grauen Augen des Baronets. War es nur höflicher Sarkasmus, was sie enthielten, oder mußte er es dessen Unkenntniß seines Charakters zuschreiben? Dies ließ sich wahrlich schwer errathen. Es ward ihm immer unbehaglicher in dem Empfangszimmer von Aver Court, wohin sein Bruder ihn wider seinen Willen geführt; auch hatte Sir William noch unterlassen, ihn seiner Enkelin vorzustellen, was nach seiner Meinung hätte geschehen sollen. Er wünschte sich bald weit fort von Carrisford und von seinem Bruder, in dessen Charakter er sich so sehr geirrt, und der sein Geheimniß zu ahnen schien, welches er selbst aller Welt so sorgfältig verborgen.

Dieser Bruder aber hatte, nachdem er Sir William's erste Begrüßung erwidert und sich über seine so ganz besondere Höflichkeit gewundert, sich dem Fenster genähert, an dem noch immer ihre junge Wirthin stand, und gedankenvoll in den Park hinausblickte. Was hätte er in diesem Moment darum gegeben, sie durchschauen zu können! Er mußte das Geheimniß kennen lernen, welches sie mit seinem Bruder verband!

Als er sie erreichte, wandte sie sich schnell nach ihm um, und blickte ihn so forschend und herausfordernd an, daß er wider seinen Willen die Farbe wechselte.

„Darf ich fragen,“ sagte sie dann leise und heftig, „weshalb Sie dies gethan? Ich meine, jenen Herrn hierher geführt zu haben?“

„Er ist zufolge Sir William's Einladung hier!“

„Mit welchem Rechte aber stellen Sie ihn meinem Großvater als Ihren Bruder vor?“

„Weil ihm seine Geburt hierzu das Recht verleiht, Miß Kelydale.“

„So heißt er Hope — und ist wirklich Ihr Bruder?“

„Ja, mein jüngerer Bruder Maurice.“

„Das wußte ich nicht,“ erwiderte sie gedankenvoll, und fügte dann leiser hinzu: „Ich begreife dies Alles nicht und finde hier keinen Ausweg!“

„Wollen Sie, Miß Kelydale, mir eine kurze Erklärung gestatten?“

„Ich bedarf von Ihnen keiner Erklärung, Sir,“ entgegnete sie stolz, „sondern werde diese selbst zu finden wissen. — Für den Augenblick mögen Sie sich Ihres Vortheils mir gegenüber, die Sie doch beargwohnt, freuen!“

„Das kann mir nur geringe Freude gemähren,“ Miß Kelydale,“ antwortete er ernst. „Ich empfinde eine solche auch nicht, aber wohl dagegen Mitleid.“

„Sie bemitleiden mich?“ sagte sie, ihn finster anblickend.

„Sie nicht allein, sobald ich die Sache richtig durchschaue.“

„Wen sonst noch? Meinen Großvater?“

„Ja, Miß Kelydale, Ihren Großvater!“

„Ich glaube, Mr. Hope, wir können Beide Ihres Mitleids entbehren,“ entgegnete sie schnell und mit jenem stolzen Blick, der seine Wirkung nie verfehlte; dann wandte sie sich zum Gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben eines Detektives.

Polizei-Novelle von Friedrich Armann.

(Fortsetzung)

„So ist es,“ bestätigte Schani mit harmlosem Lächeln. „Dann thut es mir aufrichtig leid,“ Ihnen eine unangenehme Nachricht mittheilen zu müssen. Sie werden den Grafen nicht daheim treffen, weil er nach Steyermark zur Jagd gefahren ist.“

„Wie ärgerlich!“

„Ich hoffe, Sie haben heute gut gefrühstückt, Herr Bröselmeyer?“

Bei Nennung dieses Namens schien Schani für einen Augenblick die Fassung zu verlieren. Doch antwortete er gleich darauf mit fester Stimme:

„Nein, im Gegentheil. Ich rechnete fest darauf, mit Himmelhoch zu speisen, und —“

„Dann gebe ich mir die Ehre, Sie zu einem bescheidenen Diner einzuladen. Ich hoffe doch, Sie werden zusagen?“

„Mit Vergnügen,“ betheuerte Schani lebhaft. „Sie wissen ja, wie angenehm mir Ihre Gesellschaft ist. Und übrigens gehört es zu meiner Lebensphilosophie, mit Jedem, der mich einlädt, zu speisen, vorausgesetzt, daß er die Zechzahl.“

Nachdem er dieses freimüthige Geständniß abgelegt hatte, nahm er Herrn Stehling unter den Arm, und Beide wanderten nun, in ein angelegentliches Gespräch vertieft, zu Breynig und Wöbisch.

Das Diner fiel ungleich splendider aus, als sich nach den einfachen Gewohnheiten des Oberinspectors erwarten ließ. Ein gewichtiger Beweggrund veranlaßte den Beamten, von der Regel abzuweichen und aus dem althergebrachten frugalen Mittagsmahl mit einem „halben Seidel Gespritzten“ zum Schluß ein glänzendes Diner mit Bordeaux und Chablis, schwarzem Kaffee und echten Havanna's zum Dessert werden zu lassen. Schani, Werner, Tambolini, Baron Kranick, recte Johann Bröselmeyer gehörte zu denjenigen catilinaren Existenzen, deren Lebensweg vom raffiniertesten erschwindelten Luxus bis zum unvermeidlichen Untergange in den starren Mauern des Zuchthauses Stehling mit ganz besonderer Aufmerksamkeit und Vorliebe beobachtete. Der Entwicklungsprozeß Bröselmeyers hatte sich recht eigentlich unter den Augen Stehling's vollzogen, so daß der gewiegte Menschenkenner in der Lage gewesen war, sämtliche Stadien desselben genau zu präcisiren. Erstes Stadium: ein vielbeschäftigter Vater, der weder Zeit, noch Lust hat, die Erziehung seiner Kinder zu leiten, und eine Mutter, die allzu zärtlich und weich ist, um wilde Rangen zu wackeren Menschen heranzubilden. Der Vater arbeitet vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, und die Mutter glaubt den ihr auferlegten heiligen Pflichten vollkommen genügt zu haben, wenn sie die Kinder anhält, die Kleider zu schonen, zu danken, wenn man ihnen etwas giebt, und Abends beim Bettgehen mit gefalteten Händen das „Vaterunser“ zu beten. Ohne Prügel ist keine Erziehung zu einem geachteten Ende zu führen, — dieser uralte und unzählige Male erprobte pädagogische Grundsatz, an dem merkwürdiger Weise unsere überschwänglichen und

oft genug blödsinnigen Humanitätstheorien leider gleichfalls zu rütteln beginnen, ist freilich auch der zärtlichsten Mutter nicht unbekannt, und so „strafte“ auch Frau Bröselmeyer zuweilen, wenn es ihr unerläßlich dünkte. Allerdings in ihrer Weise. Sie kam nämlich mit dem Stöckel in der Hand und Thränen in den Augen zu der tobenden Schaar gelaufen und ließ das Stöckel bald hierhin, bald dorthin niederfallen, ohne Einen recht zu treffen, und wenn Jeder der Rangen heulend versicherte, daß er es „nicht gewesen sei,“ dann fing die gute Seele an laut zu weinen und beschwor schluchzend ihre Sprößlinge, sie durch ihre Unart doch nicht zur Verzweiflung zu bringen. „Und nun, meine geliebten Engelen, werdet ihr hübsch artig sein; nicht wahr, ihr werdet es? Gewiß thut es euch nun recht leid, eure gute Mutter gekränkt zu haben; ach, mir blutet immer das Herz, wenn ich Einem von euch wehe thun muß! Weint nicht mehr, meine Herzchen! Da, hier habt ihr zwanzig Kreuzer, kauft euch dafür Bonbons und seid nicht wieder so ungezogen!“ Selbstverständlich hatten die Rangen die Erfahrung bald weg, daß sie nur möglichst ungezogen zu sein brauchten, wenn sie Bonbons und andere nichtsnutzige Bedereien zu naschen wünschten.

Zweites Stadium: Aus dem verhätschelten Mutterköbchen ist ein leichtsinniger, fauler, genußsüchtiger, frecher und roher Bengel geworden. Diesem misrathenen Burschen ist nichts ehrwürdig, heilig, der Achtung und Schonung werth, im Gegentheil bereitet es ihm elke Lust, sich im Sumpfe der Gemeinheit umherzuwälzen und mit dem giftigen Geiser Alles, was über ihm steht, zu besudeln. Aller Zucht ent-rathen, giebt er sich dem zügellosen Genuß der abscheulichsten Laster hin und ist, wenn er in das reifere Jünglingsalter eintritt, bereits bis zur Kraftlosigkeit entnervt und unrettbar im Pfuhl moralischer Verkommenheit versunken.

Drittes Stadium: Vom Laster zum Verbrechen ist nur ein kleiner Schritt, und der junge Mann thut ihn. Der Kraft und Elastizität, durch welche die erste Hälfte des Mannesalters sich auszeichnet, bar, siech am Körper, im Besiß einer faulenden Seele, zum ernsten Denken nicht fähig, nicht beseelt vom heiligen Streben nach einem erringenswerthen Ziele, keiner Begeisterung, keines idealen Aufschwungs mächtig und deshalb zu harter Arbeit, hingebendem Pflicht-eifer durchaus untauglich, zieht der schon so tief Gefallene es vor, die Bahnen des Verbrechens statt der Rechtllichkeit zu wandeln. Haben die Eltern, die fast immer aus Gram um den verkommenen Sprößling vor der Zeit in die Grube gefahren sind, ihm Vermögen hinterlassen, dann ist dasselbe unzweifelhaft nach unglaublich kurzer Frist vergeudet. Hat die Laune des Glücks oder irgend eine Protection dem Misrathenen ein Amt bescheert, dann wird es sicherlich so arg vernachlässigt, daß man ihn schimpflich davonjagt. Ohne Subsistenzmittel, ohne Arbeitslust, ohne Kenntnisse, ohne Kraft, den harten Kampf um die Existenz aufzunehmen, sinken die meisten dieser Elenden schon am Ende dieser Periode dem Verbrechen in die Arme, einige Wenige, und

zu diesen gehörte Bröselmeyer, wissen sich noch eine kurze Zeit hindurch um eines Haares Breite an dem gähnenden Abgrunde, genannt Zuchthaus, vorbei zu balanciren, doch ist es zweifellos, daß sie schließlich in ihn hineinstürzen und dann nie wieder aus ihm empor zu klimmen vermögen.

Das vierte und letzte Stadium einer verlorenen Menschenseele umfaßt deshalb einen permanenten, nur zeitweilig unterbrochenen Auserhalt im Zuchthause. Bröselmeyer, das wußte der Ober-Inspektor genau, stand unmittelbar vor dem Eintritte in das letzte Stadium. Als er ein veritabler Taugenichts, wegen schlimmer Streiche vom Gymnasium relegirt wurde, hatte sein bedauernswerther Vater ihn zum Militär gegeben, in der Hoffnung, daß die eiserne Zucht die bösen Leidenschaften des mißrathenen Burschen eindämmen würde. Eitler Wahn! Schani erlitt fast zahllose Abstrafungen und entging nur, wie durch ein Wunder, der Sträflingshaft. Nach Ablauf der drei Dienstjahre kehrte er in das Vaterhaus zurück und erhielt durch die Vermittlung Stehling's Beschäftigung als Taglohnschreiber der Polizeidirektion. Doch behagte dieses Leben ihm nicht im Mindesten. Als bald darauf sein Vater starb und ihm ein geringes Vermögen hinterließ, ergab Bröselmeyer sich dem wüthenden Lebenswandel, der sich denken läßt. Nach zwei Jahren war das Erbtheil bis auf den letzten Kreuzer verpraßt, und nun trat Schani in die Reihe der catilinarischen Existenzen, welcher Sphäre er bis auf den heutigen Tag angehört hatte.

Stehling hatte ihn fast ein volles Jahr hindurch aus den Augen verloren gehabt, ihn vielleicht auch schon in irgend einem Zuchthause Oesterreichs oder des Auslandes gewöhnt, weshalb er nicht wenig überrascht war, ihm ganz unvermuthet wieder in Wien zu begegnen. Da er dem ehemaligen Untergebenen eine regere Theilnahme widmete, als anderen ihm ganz fern stehenden Leuten dieser Menschenklasse, so hatte er alsbald beschlossen zu erforschen, welche Zukunftspläne Bröselmeyer wohl hegen mochte. Vielleicht auch hoffte er, von ihm manche interessante Enthüllung über Persönlichkeiten, denen die Polizei ein spezielles Interesse weihet, zu erhalten, genug, er entschloß sich, ein Diner mit Champagner zu riskiren und diese Freigebigkeit trug gute Früchte. Als die beiden Herren das feine Mahl verzehrt hatten und in höchst behaglicher Stimmung, das köstliche Aroma der Havanenser einathmend und in kleinen Zwischenräumen den erfrischenden Chablis schlürpfend, sich in die schwellenden Polster zurücklehnten, da empfanden sie das Bedürfnis, sich über Dies und Jenes auszusprechen und da geschah es, daß dem Ober-Inspektor Stehling eine ihm höchst wichtige Enthüllung zu Theil wurde.

„Wissen Sie auch, Herr Ober-Inspektor,“ hatte Schani hingeworfen, „daß ich gestern nahe daran war, von Einem Ihrer Vasallen in Nummer Sicher geschleppt zu werden.“

„Ah! Aus welcher Ursache?“

„Man beschuldigte mich, einem geriebenen Gauner, dem angeblichen Baron Radwicz oder auch Wiedenau, durch Umtausch des Maskencostümes die Flucht ermöglicht zu haben.“

„Das waren Sie?“

„Sie sind schon über diese Angelegenheit unterrichtet?“

„Das wundert Sie doch nicht? — Ich empfangen an jedem Morgen Bericht über das, was am vorhergehenden Tage vorgefallen ist. — Sie kennen wohl diesen Pseudobaron genau?“

„Um, — wie Lebemänner einander kennen! Man trifft

sich hier und dort, zecht, spielt, reitet, wettet mitfammen, — das ist Alles.“

„Aber seine Wohnung wird Ihnen bekannt sein?“

„Auf Ehre nein!“

Der Ober-Inspektor prüfte das Gesicht Schani's mit einem jener scharfen Blicke, die bis in das Innerste der Seele dringen zu wollen scheinen, doch zeigte Bröselmeyer sich so unbefangen, daß Stehling geneigt war, seiner Bethuerung Glauben beizumessen. Trotzdem fragte er, anscheinend höflich verwundert:

„Wie, Sie sollten nicht wissen, wo Radwicz wohnt, Sie, der mit allen Cavalieren der Hauptstadt so genau bekannt ist?“

Schani strich schmunzelnd den wohlgepflegten Schnurrbart.

„Die Wohnungen der wirklichen Cavaliere kenne ich sehr wohl,“ antwortete er dann, „wir armen Teufel“ (er sagte das mit sehr melancholischem Tonfall) „haben jedoch in der Regel triftige Ursache, unser Logement nicht bekannt zu geben. Vielleicht bewohnt der Baron Radwicz, der in der Gesellschaft die Rolle eines großen Herrn gespielt hat, in irgend einem entlegenen Vorstadtwinkel ein dürftig möblirtes Kabinet. Uebrigens befinden wir uns ja fast niemals in unserer Junggesellenkause, weshalb es thöricht wäre, kostspielige Appartements zu bewohnen.“

Der Ober-Inspektor nickte, gleichsam zum Zeichen seines Einverständnisses mit dieser Erklärung, mit dem Kopfe, dann fragte er:

„Apropos, in welchem Verhältniß steht die „scharfe Mali“ zum Baron Radwicz?“

„Sie ist seine Maitresse.“

„Wissen Sie das genau?“

„Es ist allbekannt.“

Also doch! Stehling empfand ein Gefühl der Genugthuung darüber, daß seine Vermuthung nicht grundlos gewesen war und gleichzeitig regte sich wieder der Verdruß, daß Maltenberger nicht noch am gestrigen Abend die Wohnung der Hetäre durchsucht hatte. Vielleicht hätte diese Visitation ein unerwartetes wichtiges Resultat ergeben. Doch war er einsichtsvoll genug, um auch den Bedenken des Detektivs volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. — Sein Unmuth hielt kaum einige Sekunden an, denn es gehörte zu Stehling's vornehmsten Grundsätzen, sich über eine erlittene Schlappe nicht mehr als einmal zu ärgern, dafür jedoch Alles aufzubieten, um sie wett zu machen. Nach dieser Maxime handelte er auch in diesem Falle. Es fiel ihm die Idee ein, daß Bröselmeyer, der geriebene Patron, welcher in die Verhältnisse der meisten hervorragenden catilinarischen Existenzen genau eingeweiht war, der Polizei bei der Auffpürung des gefährlichen Gaunerbarons wesentliche Dienste leisten könnte. Man wüßte freilich nicht, ob man ihm vertrauen dürfte, doch brauchte man ihm ja auch nur halbe Andeutungen zu geben. Jedenfalls konnte man den Versuch wagen; Schaden konnte derselbe wohl nicht stiften.

Stehling, der sich stets rasch zur Durchführung einer ihm gut scheinenden Idee entschloß, fing nun sofort an, den Wiedermann Bröselmeyer vorsichtig zu sondiren und für seinen Zweck zu bearbeiten. Nach einer Viertelstunde hatte er dem „Freiherrn von Schani“ eine inhaltschwere Beichte entlockt. Bröselmeyer hatte offen gestanden, daß ihm das bisherige Leben nicht mehr recht behage, und daß er froh sein würde, wenn er wieder eine „geregelte“ Lebensweise führen könnte. Darauf hatte der Beamte ihm zu verstehen gegeben, daß er sich vor-

trefflich zum „Zinken“*) qualificiren dürfte und daß die Polizei so erfahrene und verschnitzte, in allen Sätteln gerechte Individuen recht wohl gebrauchen könnte. Bröselmeyer schien über die ihm eröffnete Aussicht, Verwendung in seiner früheren „Branche“ zu finden, ganz entzückt und erklärte dem Oberinspektor in wahrhaft überschwänglichen Ausdrücken, wie glücklich er sich schätzen würde, wenn er wirklich in den Sold der Polizei treten könnte. Dazu könnte Rath werden, hatte Stehling nun gemeint; allerdings würde es schwer halten, einen Menschen, der von seiner früheren Dienstleistung her bei dem Präsidenten nicht gerade gut angeschrieben sei, in das Personal aufzunehmen, doch könnte Bröselmeyer die Excellenz zu seinen Gunsten stimmen, wenn er aus eigenem Antriebe der Polizei einen Dienst leiste. Wenn z. B. durch seine Vermittlung dieser Baron Radwicz alias Wiedenau dingfest gemacht werden könnte, dann —, da sei auch seit einiger Zeit eine Fälscherbande in Wien thätig und zwar mit solchem Erfolge, daß die Nationalbank nicht weniger, als 5000 Gulden für deren Entdeckung ausgesetzt habe — — — Mit einem Worte, als nach einer halben Stunde etwa die beiden seltsamen Freunde sich trennten, war es so gut, wie ausgemacht, daß Schani von heute ab im Interesse der Polizei thätig sein würde. Er hatte sich genau nach allen Einzelheiten, welche die Banknotenfälschung betrafen, erkundigt und schien fest entschlossen, die ausgesetzte Prämie und die verheißene Stellung zu erringen. — — —

„Der Zufall ist der König der Polizei,“ murmelte Stehling, während er nach dem Bureau sich begab, vor sich hin, „wenigstens ist es ein auffallendes Merkmal seiner Gunst, daß er mir gerade jetzt diesen Burschen in den Weg schießt. Meint Bröselmeyer es aufrichtig mit seinen Beteuerungen, dann werden wir hoffentlich recht bald auf der Spur der Fälscher sein. Ich bin geneigt, anzunehmen, daß ihm wirklich daran gelegen ist, ein neues Leben zu beginnen. Das Messer sitzt ihm offenbar an der Kehle, und ich möchte ohne Weiteres eine Wette darauf eingehen, daß er auch nicht einen einzigen Kreuzer besitzt. Unter solchen Umständen hat die Aussicht auf einen Erwerb von 5000 Gulden viel Verlockendes.“

Trotz seines Vertrauens in die Verheißungen Schani's hatte Stehling sich doch gehütet, diesem mehr als vage Andeutungen über die Fälscherbande zu machen. Er war ein viel zu vorsichtiger General, um seinen Feldzugsplan einem seiner Verbündeten zu verrathen, außer in dem Punkte, dessen Erwähnung zur Verständigung nicht vermieden werden konnte. Er nahm sich deshalb auch in Acht, Maltenberger von der Anwerbung des neuen Helfershelfer in Kenntniß zu setzen. Ihm erschien es am zweckmäßigsten, wenn jeder auf eigene Faust operirte. Da Beide über ihre Pläne und Erfolge dem Oberinspektor Bericht abstaten mußten, so stand es ja zu jeder Zeit in dessen Macht, sie zum vereinten Handeln zu bewegen.

VII.

So vortrefflich die Ideen und Dispositionen Stehling's auch waren, in einer Hinsicht hatte er doch nicht das Richtige getroffen, — er hätte nämlich dem neu angeworbenen „Zinken“ die Mittel, sein Leben durch einige Zeit fristen zu können,

*) „Zinken“ heißen die Polizeispiene. Sie rekrutiren sich meist aus jüdischen Hausirern und leisten treffliche Dienste, doch sind sie höchst unzuverlässig, da sie auch den Gaunern zur Verfügung stehen, wenn sie von diesen — besser bezahlt werden, als von der Polizei.

gewähren müssen. Es verhielt sich wirklich so, wie er vermuthete; Bröselmeyer's Kasse war vollständig erschöpft. Um sie zu füllen, hatte der Abenteurer den Baron Himmelhoß auffuchen wollen. Diesem war er entweder durch eine Anleihe oder im Gearte, welches Himmelhoß herzlich schlecht, Schani dagegen virtuos spielte, einen größeren Betrag abgenommen haben. Nun war jedoch der Baron nicht in Wien anwesend, und von den sonstigen Bekannten Schani's war nicht viel zu erwarten. Bröselmeyer's Klugheit war deshalb arg und wurde durch die Aussicht auf die Gewinnung der Prämie um kein Atom weniger drückend. Uebrigens blieb es auch sehr fraglich, ob ihm das Glück die Prämie in den Schoß werfen würde. Jedenfalls mußte er darauf bedacht sein, sich die Mittel zur Fristung der Existenz in der nächsten Zeit zu verschaffen, denn nur dann vermochte er sich der Aufspürung des Pseudobaron's mit allem Eifer zu widmen. Daß Radwicz auch mit den Fälschern in Verbindung stehen mußte, schloß er aus dem Umstande, daß Stehling ihm die Ermittlung des Gaunerbarons sehr dringend empfohlen hatte. Doch war das nur eine vage Vermuthung, die ihm nicht zur Basis einer Operation dienen konnte. Er mußte versuchen, zuverlässigere Anhaltspunkte zu gewinnen. Aber wie?

Raslos nachsinnend achtete er nicht des Weges, den er einschlug, und so kam es, daß er sich nach kurzer Zeit weit von der Stadt im Prater, der um diese Jahreszeit nur wenige Besucher aufzuweisen hat, befand. Die tiefe, durch keinen Laut beeinträchtigte Einsamkeit kam seiner Combinationsgabe zu Hilfe, und urplötzlich blieb er wie angewurzelt stehen und schlug sich vor die Stirn. War er nicht ein Thor, sein Gehirn mit Erfindung unfruchtbarer Pläne abzumartern, während er einen breiten, bequemen Weg, der ihn vielleicht schon nach wenigen Tagen an das erstrebte Ziel gelangen ließ, einzuschlagen vermochte? Konnte er nicht zur Geliebten des Hochstaplers gehen, zur „scharfen Mali“, die wohl zweifellos über alle Unternehmungen ihres Schatzes unterrichtet war, ihr ganz keck in's Gesicht sagen, daß er wisse, Radwicz sei ein Banknotenfälscher, und dann aus der Wirkung, welche seine Behauptung erzielte, sichere Folgerungen ziehen? Kein weibliches Wesen ist so derb organisiert, daß es eine ganz gleichgültige Miene zu heucheln vermöchte, wenn plötzlich ein tödtlicher Schreck sein Herz umkrallt. Das Experiment konnte deshalb für Bröselmeyer günstige Resultate liefern, wenn sein Verdacht nicht ganz leer war. Versuchen wollte er es jedenfalls. —

Er kehrte um und eilte der Stadt zu, mächtig indeß schon nach wenigen Schritten seine Hast. Ein neuer Gedanke, der überlegt sein mußte, veranlaßte ihn dazu. Ihm war eingfallen, daß er durch eine Pression auf die „scharfe Mali“ das Mädchen ohne Mühe zur Aufopferung einer beträchtlichen Summe würde bewegen können.

So niedrig die Gesinnung des Abenteurers auch war, konnte er doch ein Gefühl des Unbehagens nicht unterdrücken, als er der sittlichen Verwerflichkeit seines Vorhabens gedachte, als er sich gestehen mußte, daß er im Begriff stände, ein Geschäft zu enttiren, vor welchem selbst Männer ohne besondere Ansprüche an Ehre und Delicateffe zurückgewichen wären, wie vor dem letzten Grade der Erniedrigung. Es regte sich etwas in ihm, wie Scham, Ekel vor sich selbst, und unnennbare Bitterkeit gegen das Geschick, welches ihn so tief hatte fallen lassen, erfüllte sein Herz. Unwillkürlich ging er immer langsamer und Bilder längstvergangener Zeiten zogen an seinem inneren Auge vorüber.

Es war ein köstlicher Nachmittag. Die Sonne neigte sich zur Rüste; ihre letzten rötlichgoldenen Lichtwellen zitterten über die kahlen Kronen der stolzen Baumriesen, welche die Hauptallee einsäumten. Mit dem dahinstarbenenden Sonnenschein mischte sich zu wunderbaren, bezaubernden Tinten der Silberstrom des Mondlichtes. Die schneebedeckten Wiesen, Gesträuche und Baumäste glitzerten und funkelten, als wären unzählbare Myriaden von Diamanten und Rubinen über sie gesät, und die ganze Landschaft hatte einen eigenthümlichen Reiz, den Reiz des Vergänglichem und Vergehenden. Selbst der rauheste, unempfindlichste Mensch würde kaum vermocht haben, um diese Stunde unbewegt zwischen den majestätischen Baumreihen, am Saume der lieblichen (auch im Winter lieblichen!) Wiesen hinzuwandeln, den Bäumen und Wiesen, die schon wenige Wochen später vom üppigsten Grün bedeckt sein sollten. Selbst Bröselmeyer, der sich herzlich wenig für die Freuden der Natur begeisterte, konnte sich dem wehmüthigen Eindrucke nicht entziehen und fiel einer so weichen Stimmung anheim, wie sie seit den Tagen seiner Kindheit ihn nicht wieder beherrscht hatte.

Wie bekannt und doch wie fremd kam ihm der Anblick dieser Auen und Auen vor, nachdem er sie jahrelang nicht gesehen! Jahre, in denen er Gesundheit, Kraft und Energie vergeudet, und aus denen er Nichts gerettet, als Langeweile und Lebensüberdruß, — Jahre, in denen er gespielt ohne Leidenschaft, getrunken ohne Erleichterung zu empfinden, in denen er durch die Welt gezogen, ohne einen Freund zu gewinnen, und in seinem elenden Gewerbe härter gearbeitet hatte, als so mancher rechtschaffene Mann, ohne mehr zu erreichen, als die Fristung des nackten Daseins.

Welche komische Lotterie ist doch das Leben! dachte der Mann, indem er mechanisch eine Cigarre hervorzog und sie dann unangezündet zwischen den vortrefflich behandschuhten Fingern hielt. Leute, die nicht die geringste Fähigkeit besitzen, die Freuden dieser Welt zu genießen, bekommen vom blinden Glück beträchtliche Reichthümer in den Schoß geworfen, und er, der ein wirkliches Vergnügen an allen jenen Passionen, welche die Quintessenz eines Cavalierdaseins ausmachen, gefunden haben würde, er war ein Abenteuerer, trieb sich in Kaffeehäusern und Spelunken umher, suchte einige Gulden im Kartenspiel zu gewinnen und genoß die genaue Bekanntschaft der Polizei. Wenn ihm ein Vermögen beschieden worden wäre, dessen Zinsen ihm eine angenehme Existenz ermöglichen würden, er wäre trotz aller seiner Fehler ein höchst ehrenwerther Mann geworden und bis an das Ende seiner Tage geblieben. Aber er hatte dies Vermögen nicht und deshalb war er geworden und mußte er bleiben, was er war: Der misrathene Sprößling einer angesehenen Familie, Johann Bröselmeyer, alias Franz Werner, alias Nicolo Lambolini, alias Baron Kramici. Weil er ein Mensch war, mußte er essen, weil er seine Ehre verloren, mußte er durch verächtliche Mittel seinen Lebensunterhalt gewinnen und gerade jetzt schickte er sich zu einem recht erbärmlichen Unternehmen an, dazu nämlich: die Furcht eines jungen Mädchens zu benutzen, um Geld zu erpressen.

Bröselmeyer empfand also die Verwerflichkeit der Motive, die ihn leiteten, sehr lebhaft, doch würde man sich einem Fehlschlusse hingeben, wenn man annehmen wollte, daß diese Erkenntniß ihn bewogen habe, von seinem Vorhaben abzusehen. Nein. Die reine Flamme der Ehrenhaftigkeit, bei ihm seit vielen Jahren durch die Schlägen der Gemeinheit

umpanzert, vermochte die beengende Hülle nicht zu verzerren, sondern verlosch so schnell, wie sie aufgeflackert war und seine gewöhnliche Moralphilosophie machte sich wieder geltend. Es war freilich schlimm genug, daß er es in dieser Affaire gerade mit einer Frau zu thun hatte, doch konnte er sich dazu nicht eher gratulieren? Die Erfahrung hatte ihn belehrt, daß Frauen in allen Dingen, wo es sich darum handelt, Furcht in Geld zu verwandeln, weit leichter zur Vernunft zu bringen sind, als Männer, und übrigens — verdiente eine Person von dem Charakter der „scharfen Mali“ wohl so zarte Rücksichten? Es ist seltsam, daß selbst der verworfenste Mensch davor zurückbebt, seine eigene Schlechtigkeit in ihrer unverhüllten häßlichen Gestalt zu betrachten, immer wird er nach beschönigenden Motiven für seine Handlungsweise suchen, und, wenn er diese nicht findet, wenigstens die Personen, welche er zu Opfern auserkoren hat, mit einem möglichst abstoßenden Charakter begleiten.

„Mein Schicksal hat mich auf die schlimmste Klasse der menschlichen Gesellschaft angewiesen,“ sagte Schani sich, während er raschen und elastischen Schritts der Stadt zueilte. „Ich habe seit Jahren die schlechtesten Menschen in allen möglichen Berufsarten studirt und dabei die Erfahrung gemacht, daß derselbe Maßstab schließlich für Alle paßt. Ob Mann, ob Frau, Keiner ist besser als der Andere, und es wäre Thorheit, wenn ich Einen, der mir Nutzen bringen kann, nur aus dem Grunde schonen wollte, weil er eine Frau, sei es auch eine noch so jugendliche, ist.“

Die „scharfe Mali“ bewohnte eine kleine, aber sehr elegant eingerichtete Wohnung in einem der fashionabelsten Quartiere. So sorglos und glücklich die „Tochter der Sünde“ im Allgemeinen ihre Tage verlebte, so schmerzliche Martern hatten ihr die seit dem gestrigen Abend verfloffenen Stunden bereitet. Die Einsamkeit wurde ihr unendlich und doch schreck sie heftig zusammen, als ihr Mädchen meldete, daß ein nobler Herr das Fräulein zu sprechen wünsche. Sie fürchtete, im nächsten Augenblick einen Detektive bei sich eintreten zu sehen, einem scharfen Verhöre unterzogen, vielleicht sogar aus ihrem behaglichen Heim in den dumpfen Kerker geführt zu werden. Als deshalb der „Freiherr von Schani“ im höchsten Glanze und aller ihm eigenen Liebenswürdigkeit sich bekleidigend, in der Thür erschien, athmete Mali hoch auf. Doch währte die angenehme Empfindung nicht lange. Bröselmeyer gab als Grund seines Besuchs die Neugierde an, was man eigentlich dem Baron Radwicz vorwerfe und ob er glücklich entkommen und in Sicherheit wäre. — Mali erwiderte darauf mit kühler Ruhe (sie hatte sich auf diese Erkundigung, sei es von wem immer dieselbe eingezogen werden sollte, gefaßt gemacht), daß sie darüber keine Auskunft geben könne, Baron Radwicz habe zwar zu ihren Bekannten gehört, doch wäre er ihr keineswegs so nahe gestanden, daß sein Schicksal ihr sonderliches Interesse einzufloßen vermöchte. Es sei ihr deshalb auch ganz gleichgültig, ob die Polizei ihn erwischt habe oder nicht.

Bröselmeyer drehte lächelnd seinen zierlichen Schnurrbart. „Ihr Wort in Ehren,“ sagte er, „doch verzeihen Sie meiner Kühnheit, wenn ich so frei bin, zu bemerken, daß die Thatsachen Ihren Angaben widersprechen. Sie müssen zweifellos genau über sein Geschick unterrichtet sein, denn Sie haben ihm doch einen Wink von der drohenden Gefahr gegeben —“

„Sie geben sich einem mir unbegreiflichen Irrthum hin —“

(Fortsetzung folgt.)

Flaudereien am Kamin.

Napoleon I. in Wien.

Das Neue Wiener Tageblatt bringt folgende hübsche Episode aus dem Leben Napoleon I.:

Es war in Schönbrunn. Napoleon hatte, wie er es in den Tuilleries zu thun gewohnt war, am Sonntag seine Revue abgehalten.

Als die Truppen vorbei waren, entließ der Kaiser, der noch nicht in seine Gemächer eintreten wollte, die Officiere, die nicht zum Dienste um seine Person bestimmt waren, und lud die übrigen ein, mit ihm einen Ritt in's Freie zu unternehmen.

Natürlich sammelten sich überall auf dem Wege die Gaffer, die man allerdings nicht beachtete. Plötzlich hörte der Kaiser eine frische Kinderstimme, die mehrmals rief:

„Wilhelmine, Wilhelmine, schau doch die schönen Franzosen!“

Der Kaiser wandte sich um und erblickte Wilhelmine, ein hübsches Mädchen von 16—17 Jahren im Costüme der Wiener Bürgermädchen.

Die Kleine dachte keinen Augenblick, daß der Kaiser sich mit ihr befaße, kam also ganz nahe herangelaufen und zeigte mit dem Finger nach ihm, indem sie rief:

„Das ist er! Das ist der Napoleon!“

„Der Napoleon“ schien von dem Anblicke dieser frischen Schönheit, die ihre herzlichen blauen Augen mit so viel Enthusiasmus auf ihn richtete, durchaus nicht unangenehm überrascht zu sein; er grüßte galant, das schöne Kind erröthete und lief davon.

Napoleon ritt weiter, nicht ohne sich mehrmals umgewendet zu haben, um seine kleine Verehrerin noch einige Male zu erblicken.

Diese Bantomime des Kaisers war seiner Umgebung natürlich nicht entgangen und irgend ein militärischer Hofmarschall Raib machte die Bemerkung: die schöne Wienerin würde vielleicht nicht betrübt sein, den Kaiser aus nächster Nähe zu sehen, wenn man ihr mittheilte, daß ihm das nicht unangenehm wäre.

Der Kaiser lächelte, und der Hofgeneral nahm das für eine Zustimmung.

Einige Stunden später konnte der brave Mann dem Kaiser schon mittheilen, daß die Kleine ohne Schwierigkeiten eingewilligt habe, sich Abends nach dem Schlosse führen zu lassen, um ihren großen Mann aus der Nähe zu sehen.

Napoleon empfing die Neuigkeit scheinbar sehr gleichgiltig.

Am Abende wurde nun Wilhelmine in ein Zimmer geführt, das hart an das Arbeitszimmer des Kaisers grenzte.

Ganz von seinen Arbeiten in Anspruch genommen, hatte Napoleon vollständig an die lebenswürdige Audienz vergessen, die er gewährt hatte.

Der officiöse Botschafter versuchte, ihn daran zu erinnern, allein der Kaiser fuhr ruhig in seiner Arbeit fort, schrieb, zeichnete und zog sich erst zurück, als Alles zu Ende war.

Die allertliebste Wienerin saß indes in dem Cabinet, geduldig, wenn auch etwas furchtsam, ohne auch nur einen Augenblick den Platz zu verlassen, den man ihr beim Eintritt angewiesen hatte.

In ihren Festtagskleidern sah sie noch reizender aus, als am Nachmittage.

Beim Eintritt des Kaisers machte die Kleine eine tiefe Reverenz, auf welche sie eine ziemlich galante Erwiderung bekam.

„Wie heißen Sie, Kleine?“ fragte der Kaiser.

„Wilhelmine,“ antwortete das Mädchen.

„Wilhelmine! Es giebt viele hübsche Wilhelminen in Deutschland. Setzen Sie sich hierher.“

Dabei zeigte er auf das Sopha in der Mitte des Cabinets.

Die Kleine gehorchte.

„Nicht wahr, das ist Vati?“ fragte er, indem er scheinbar absichtslos ihr Kleid streifte.

„Nein, Sire,“ antwortete etwas erstaunt das Mädchen.

Napoleon nahm ihr nun beide Hände in seine Faust und versuchte, sie mit dem andern Arme zu umschlingen.

Auf diese familiäre Geste fuhr das Mädchen erschrocken zurück und die Thränen traten ihm in die Augen.

Der Kaiser, der nach dem Ansuchen des jungen Mädchens diese Sprödigkeit nicht begriff, schien irritirt.

„Wer sind Sie?“ fragte er brüsk; „wer ist Ihr Vater?“

„Der Baron Z . . . , Hauptmann in ökerreichischen Diensten.“

„Die Tochter eines Edelmannes, eines Officiers und Sie schämen sich nicht, einen Mann des Nachts zu besuchen?“

„Ach, Sire, ich dachte nicht, daß Sie ein Mann wären,“ hauchte das Kind.

Diese naive Schmeichelei versetzte den Kaiser wieder in eine heitere Stimmung.

„Also, Sie wollen nur den Kaiser Napoleon sehen?“

„Ja wohl, Sire,“ sprach sie, indem sie ihre noch immer feuchten Augen zu ihm erhob.

„Gut, mein Kind, schauen Sie ihn gut an,“ sagte er, indem er der Kleinen scherzend einen leichten Schlag auf die Wange gab.

Wilhelminchen, muthig gemacht, benutzte die Gelegenheit und schaute mit ihren großen Augen tapfer darein.

Plötzlich verfinsterte sich der Blick des Kaisers wieder.

„Ihre Mutter hat Sie allein hierher kommen lassen?“ fragte er.

„Meine Mutter? O, ich habe keine Mutter mehr.“

„Also Waise; ich habe Sie aber doch mit mehreren Frauen gesehen?“

„O, das ist meine Amme und meine Milchschwester. Als Wien von den Franzosen bedroht wurde, schickte man uns Alle aus unserer Pension nach Hause. Da mein Vater im Kriege ist, ging ich zu meiner Amme. Sie war so zufrieden; als der Herr kam, mich hierher zu führen. „Geh' nur, geh,“ sagte sie, „schau' den großen Napoleon, das wird Dir Glück bringen.“

„Sie sind eine Entkufflerin, das ist eine gefährliche Krankheit, besonders bei jungen Frauen, die hübsch sind und weder Mann noch Mutter haben, um sie zu beschützen. Sagen Sie Ihrem Vater, daß er Sie bald verheirathet.“

Die Kleine schien dieser Rath noch mehr zu betrüben, als der Anfang der Conversation.

„Was gäbe es auch daran Schreckliches? Sie sind jung und hübsch, Sie können einen Freier wählen nach Ihrem Geschmade.“

„Mein Vater ist arm,“ erwiderte die Kleine, um aus der Verlegenheit zu kommen.

„Bin ich denn nicht da? Wissen Sie denn nicht, daß der Kaiser Napoleon Ihnen Glück bringen soll? Ich nehme Sie unter meine Protection und darum dürfen Sie nicht länger hier bleiben.“

Er läutete und sagte seinem ersten Kammerdiener:

„Lassen Sie einen Wagen vorsehren und geleiten Sie Fräulein Z . . . mit aller Rücksicht, die einem honnetten Mädchen und der Tochter eines Officiers gebührt.“

Aud zu Wilhelmine gewendet:

„Guten Abend, mein Kind, schlafen Sie wohl!“

Die Kleine entfernte sich überglücklich. Der Kaiser setzte sich an seinen Arbeitstisch.

Am anderen Morgen kam ein Ordnonanzofficier in das Haus Wilhelminens und überbrachte dieser ein Packet. Dasselbe enthielt hunderttausend Gulden und einen an den Vater des Mädchens adressirten Brief, der folgendermaßen lautete:

„Herr Baron!

Se. Majestät der Kaiser hatte Gelegenheit, Fräulein Wilhelmine von Z . . . kennen zu lernen. Der Kaiser beauftragte mich, Ihnen mitzutheilen, daß das Interesse, welches die mutterlose Tochter eines braven Officiers ihm einflößte, ihn bewog, ihr eine Summe von hunderttausend Gulden zur Erleichterung ihrer Ausstattung zu gewähren. Der Kaiser ladet Sie ein, an die Verheirathung der jungen Dame ebenfalls zu denken, da die Einsamkeit für ein Mädchen um so gefährlicher ist, als sie Schönheit, Unschuld und Sanftmuth besitzt.“

Ein amerikanisches Duell.

Zwei junge Leute in Budapest geriethen wegen eines schönen Mädchens in Streit, und da sie sich nicht zu einigen vermochten, sollte ein amerikanisches Duell die Entscheidung herbeiführen. Das amerikanische Duell wurde in einer eigenartigen Weise auch sofort effectuirt. Der eine der beiden Gegner schlug vor, daß das Mädchen Demjenigen angehören sollte, der in einer Billard-Preference zweihundert Points abspiele; der Andere aber sollte sich in soviel Stunden erschießen, als er weniger Points haben würde, als der Gewinnende. Der Vorschlag wurde angenommen. Beide spielten mit außerordentlicher Geschicklichkeit und eine Zeitlang stand das Spiel so ziemlich gleich; endlich gewann der Ältere das Uebergewicht und siegte mit zehn Points. Der Verlierende stellte sodann ein Document aus, worin er constatirt, daß er, im Falle er sich nicht erschießen würde, fürder nicht für einen Ehrenmann gehalten werden könne. Nach Verlauf von zehn Stunden schief er sich auch wirklich eine Kugel in den Kopf, aber die Wirkung war keine tödtliche. Der Gegner anerkannte nunmehr, daß es dem doch unzulässig sei, in dieser Weise ein Menschenleben zu vernichten, und stellte das Document zurück. Man hofft, den Verwundeten am Leben erhalten zu können.

Indianische Jagdgeschichte.

Der europäische Jäger erlebt in Hindustan leicht Abenteuer, von denen man sonst in der Welt kaum eine Ahnung hat. Da die Hindus an die Seelenwanderung, namentlich an den Uebergang der Seelen Verstorbenen in Thierkörper glauben, so fällt ein unschuldiger Waidmann leicht einer Blutrache anheim, welche hinter der Vendetta Korsika's nicht zurücksteht. Jedenfalls ist unter solchen Umständen die Geistesgegenwart eines Europäers zu empfehlen, von welcher wir in einem auswärtigen Blatte Folgendes lesen: Ein Franzose hatte auf der Jagd einen Falken erschossen, den die Eingeborenen ganz besonders heilig halten. Ein Hindu stürzt sich wüthend auf den Jäger. „Du mußt sterben, Fremdling,“ ruft er, „denn Du hast meine Großmutter getödtet!“ — „Ich war im Rechte,“ erwidert der Franzose, „denn der Falke hat einen Papagei gewürgt, welcher mein Vater war.“ — Der Hindu fand die Sache in der Ordnung und die Vendetta war ausgeglichen.

Gegenseitige Entschädigung.

Ein Prinz, als Besitzer mehrerer Rittergüter zugleich Kirchenpatron, überwachte in wohlwollendem Eifer namentlich den Schulunterricht in den betreffenden Dorfschulen. Eines Tages schickt er zum Lehrer in F. und läßt ihm, um ihn nicht zu überraschen, sagen, daß er morgen dem Unterrichte in seiner Schule beizuwohnen gedenke. Der Schulmeister läßt ihm antworten: Seine Hoheit möchten doch die Güte haben und ein ander Mal kommen. Uebermorgen habe seine Tochter Hochzeit und da backe seine Frau morgen Kuchen und deshalb passe es ihm morgen gar nicht. — Einige Jahre danach, der Prinz war indessen regierender Fürst geworden, sei er jener Lehrer sein Dienstjubiläum und zwar zu derselben Zeit, wo eine Tochter des Fürsten vermählt werden soll. Er erhält ein ansehnliches Geldgeschenk mit einem begleitenden Handschreiben, worin es am Schlusse heißt: „Uebrigens, mein Ueber N. würde es mir Vergnügen gemacht haben, Sie zu Ihrem morgenden Ehrentage selbst aufzusuchen und persönlich meine Achtung Ihnen an den Tag zu legen; allein übermorgen hält, wie Sie wissen, meine Tochter Hochzeit und da backt morgen meine Frau Kuchen und da paßt es mir nun morgen gar nicht.“

Verschiedene Methoden.

„Hier werden Zähne ohne Schmerz ausgezogen.“ Ehe noch das Chloroform erfunden wurde, um die armen Zahnleidenden in sanften Schlummer zu wiegen, las man in großen Buchstaben diese Aufschrift auf der Thür eines New-Yorker Zahnarztes. Ein Patient tritt ein. — „Bitte, Platz zu nehmen.“ — Der Zahnkünstler nimmt gravitätisch seine Zange zur Hand und setzt an. Ruck! und auf fährt der arme Patient und schreit wie besessen. — „Seien Sie ruhig, seien Sie ruhig, ich mache Ihnen absichtlich diesen kleinen Schmerz, um Ihnen Miller's Methode zu zeigen. Nicht wahr, die gefällt Ihnen nicht? Sehen Sie sich!“ — Und wieder setzt der Quacksalber die Zange an. — „Gott und alle

Zeitigen!“ schreit das unglückliche Opfer. — „Sehen Sie, das ist meines Nachbarn Methode, Zähne auszuziehen. Ist das nicht eine schändliche Methode?“ Und wieder setzt er das Instrument an. — „Au weh, au weh!“ schreit der Gemarterte. — „Sehen Sie, das ist Seemann's Methode, die schlechteste, die ich kenne.“ (Nun hängt der Zahn nur noch an einem Faden.) „Nun beobachten Sie meine Methode. — Hier ist der Zahn. Nun werden Sie doch von der Vortrefflichkeit meiner Methode überzeugt sein. Bitte, mich zu recommandiren.“

Kaiser Rudolph von Habsburg rief einst einem Gerber, welcher seine übertriebenen Felle ausspannte, scherzend zu: „Hundert Mark Silber jährliches Einkommen und ein hübsches Weib würden Euch wohl auch lieber sein, als dieser Geruch.“ Der Gerber aber erwiderte: „Eure Majestät, ich besitze Beides.“ Rudolph kehrte in die Wohnung des Gerbers ein, um sich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen, und wurde nicht wenig überrascht, als bald darauf die freundliche, sehr schöne Hausfrau in köstlichen Kleidern und der Gerber in einem feinen, netten Anzuge den Kaiser an seine Tafel führten, auf welcher edle Weine und vortreffliche Speisen in silbernen und goldenen Gefäßen zubereitet standen. Der Kaiser konnte seine Verwunderung nicht bergen, daß ein so reicher Mann ein solches Gewerbe treibe, da erwiderte der Gerber: „Eure Majestät, diese kostbaren Sachen habe ich durch meine übertrieben Arbeit erworben; aber sie würden wieder verschwinden, wenn ich meine Felle nicht mehr riechen könnte.“

Ein Neu-Caledonier kam zu einem Missionär und verlangte, sammt seinen beiden Weibern und Kindern gegen Entziehung des gewöhnlichen Geschenkes an Neubekehrte getauft zu werden. — „Ich kann Dich nicht taufen,“ sagte der Geistliche, „denn Du lebst in Vielweiberei gegen das Gebot des Christenthums.“ — Der Wilde entfernte sich, kam aber nach einigen Tagen wieder. „Taufe mich,“ sagte er, „ich habe nur noch eine Frau.“ — „Und die andere?“ — „Die habe ich aufgefressen!“

Ein pünktlicher Gast.

Der Engländer Scott aus Exeter reiste bis zu seinem achtzigsten Jahre, wo er 1817 starb, in Handelsgeschäften beständig umher. Seine Pünktlichkeit, sein bemessenes Verhalten und sein unermüdetes Fleiß erwarben ihm ein großes Vermögen. Die Eigenthümer der Wirthshäuser in Devonshire und in Cornwallis, woselbst er einzufahren pflegte, wußten seit vielen Jahren den Tag und die Stunde seiner Wiederkunft. Einst kehrte ein Reisender in einem kleinen Wirthshause in Cornwallis zu Port Isaac ein, um zu Mittag zu essen. Der Küchenjunge gestellte ihm nicht; da er eben eine Ente am Feuer braten sah, so verlangte er diese. Der Wirth antwortete, sie sei für Herrn Scott aus Exeter bestimmt. — „Ich kenne Herrn Scott recht gut,“ sagte der Reisende, „er ist aber nicht hier, gebt mir also die Ente.“ — „Sehr wahr,“ entgegnete der Wirth, „Herr Scott ist nicht hier, aber vor sechs Monaten, als er hier war, hat er diese Ente auf heute um zwei Uhr bestellt.“ — Zum Erstaunen des Reisenden trat Scott gerade in den Hof, es fehlten nur noch fünf Minuten an zwei Uhr.

Die Leidenschaft der Lappländer für den Tabak.

Die Lappländer lieben den Tabak mit einer Art von Raserei, er gehört für sie zu den unentbehrlichsten Elementen des Lebens, er gewährt ihnen einen Genuß, der oft in Verzückung ausartet. Ein Lappe, der sich keinen Tabak verschaffen kann, geht so weit, Stücke von den Blasen zu kauen, in denen er enthalten war; selbst die Bretter von Fässern, in welche Tabak verpackt gewesen ist, saugen sie aus. Die Lappen sind eben so für die Pfeife wie für das Priemchen eingenommen. Kauen sie Tabak, so spucken sie sich oft in die Hände, halten diese dann vor die Nase und saugen mit Entzücken den Duft aus dem tabakdurchzogenen Speichel ein. Nach den Mahlzeiten rauchen sie regelmäßig, und wenn der Tabak Einem ausgeht, so setzen sie sich in einen Kreis und reichen die Pfeife von Einem zu dem Andern, damit Jeder der Reihe nach seinen Mund voll Rauch bekomme.